

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Sie haben alles verloren

Syrien und die Türkei nach dem Erdbeben

Zehntausende Tote, Hunderttausende vermisst, verletzt oder obdachlos: Das Erdbeben im Süden der Türkei und im Norden Syriens hat unzählige Städte und Dörfer in Schutt und Asche gelegt. Wie im Bild in der türkischen Stadt Hatay durchkämmen Familien die zerstörten Gebiete, suchen verzweifelt Angehörige und ein neues Obdach. Sie und auch die Hilfsorganisationen vor Ort sind dringend auf Spenden angewiesen, betont der Leiter von Caritas international, Oliver Müller. ▶ Seite 2/3

Erinnerung

Vor 80 Jahren wurden Hans und Sophie Scholl sowie weitere Mitglieder der „Weißen Rose“ hingerichtet. Wie sie der christliche Glaube führte und wie ihr Neffe die „Erinnerungskultur“ empfindet, lesen sie auf



▶ Seite 16/17

Pastorin

Sally Azar ist die erste palästinensische Pastorin in Jerusalem. Ihr größtes Vorbild ist ihr Vater Sani Ibrahim Azar, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land.



▶ Seite 5

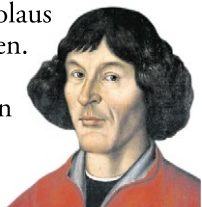


Retterbrot

In Deutschland landen jährlich rund 500 000 Tonnen Brot im Müll. Dieser Verschwendung wollen Schüler entgegenwirken – und verarbeiten Brot zu Crackern. ▶ Seite 23

Revolutionär

Sein heliozentrisches System revolutionierte das Weltbild: Vor 550 Jahren wurde Nikolaus Kopernikus geboren. Nun hat sein Geburtsland Polen ein „Kopernikusjahr“ ausgerufen.



▶ Seite 14/15



Vor einem Jahr marschierten russische Truppen in der Ukraine ein und sorgten damit für eine gefährliche Eskalation des Konflikts im Donbass. Der österreichische Journalist Christian Wehrschütz beobachtet den Krieg von Kiew aus. ▶ Seite 13

Leserumfrage

Auf den Kern

des christlichen Glaubens möchten die deutschen Bischöfe den katholischen Religionsunterricht konzentrieren (Seite 4). Die Fülle des Stoffs soll reduziert werden, heißt es in einer neuen Leitlinie für Lehrkräfte. Ein guter Schritt hin zu mehr Basiswissen?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de



▲ In den vom Erdbeben zerstörten Städten und Dörfern, wie hier im südtürkischen Kahramanmaraş, sinkt von Tag zu Tag die Hoffnung, noch Überlebende zu finden. Auch für jene, die überlebt haben, sind die Bedingungen bei eisigen Temperaturen ohne Obdach lebensbedrohlich. Foto: Imago/CTK Photo

HILFE FÜR DIE ERDBEBEN-OPFER

„Solidarität ist groß“

Caritas-international-Chef Oliver Müller: Geldspenden helfen am meisten

FREIBURG – Geldspenden sind aus Sicht der Hilfsorganisation Caritas international der sinnvollste Weg der Hilfe für die Erdbebenopfer in der Türkei und in Syrien. Ein Transport von Sachspenden sei zu langwierig, organisatorisch aufwendig und auch gefährlich, sagt der Chef der Hilfsorganisation, Oliver Müller, im Interview in Freiburg.

Herr Müller, viele Menschen in Deutschland fühlen sich hilflos angesichts der katastrophalen Bilder aus den Erdbebengebieten in der Türkei und in Syrien. Was können wir tun?

Die Solidarität ist wirklich groß. Der Zufluss an Spenden ist hoch, trotz der großen Hilfsbereitschaft für die Ukraine in den vergangenen Monaten. Die Menschen lassen sich

ansprechen. Das ist ja vielleicht auch bei einer Naturkatastrophe einfacher als bei einer Notlage, die politisch hochbrisant ist.

Welche Zahlen zu den Spenden liegen Ihnen derzeit vor?

Das Erdbeben war ja erst am Montag voriger Woche, und Bankspenden dauern eine Weile. Aber wir haben bisher allein an On-

line-Spenden schon über 600 000 Euro (Stand 9. Februar; Anm. d. Red.) – das ist nach unseren Erfahrungen ein sehr hoher Wert. Auch die Spenden, die über das ZDF und das Aktionsbündnis Katastrophenhilfe eingehen, sind sehr gut. Diese Spenden werden zwischen den vier beteiligten Hilfsorganisationen – Diakonie Katastrophenhilfe, Rotes Kreuz, Unicef und Caritas interna-

Hintergrund

Große Verzweiflung in Syrien – und viele Amputationen

Insbesondere für die Erdbeben-Opfer in Syrien spitzt sich die Lage nach Angaben des katholischen Hilfswerks Missio Aachen weiter zu. Robert Chelhod, Missio-Projekt Koordinator in der syrischen Stadt Aleppo, berichtete von zunehmender Verzweiflung der Bevölkerung, aber auch der Helfer. Tausende von Familien in Aleppo hätten ihr Zuhause verloren, andere könnten nicht in ihre stark einsturzfähigen Häuser zurück.

„Es gibt nur eine rudimentäre technische Ausstattung und Gerätschaft, um die Häuser zu stabilisieren und den Schutt wegzuräumen“, berichtete Chelhod. Die erste Hilfe in Aleppo wird von christlichen Gemeinden, Moscheegemeinden, Nicht-Regierungsorganisa-

tionen und dem Roten Halbmond organisiert, die die Menschen mit Decken, Essen und Medizin versorgen. „Insbesondere junge Menschen engagieren sich bis zur Erschöpfung, um zu helfen und den Betroffenen auch im Gespräch beizustehen“, sagte Chelhod. „Was uns aber hier an Hilfe erreicht, ist einfach nicht genug, um alle Anfragen befriedigen zu können.“

Die wenigen Krankenhäuser und Reha-Zentren der Region sind völlig überfüllt. Laut der Hilfsorganisation Handicap International müssen tausende Verletzte auf professionelle Behandlung warten. Oft liegen sie demnach auf den Straßen, in Fluren oder in Autos. Die Menschen litten an schlimmen

Quetschungen, zerschmetterten Gliedmaßen, Knochenbrüchen oder Kopf- und Wirbelsäulenverletzungen. Vielen müssten Beine oder Arme amputiert werden.

Der Leiter eines Krankenhauses für Orthopädie nahe der türkischen Grenze erklärte, dass alle Verletzten eine langfristige Unterstützung benötigen, um ohne Beeinträchtigungen oder Behinderungen leben zu können. Als Beispiel führte er das Schicksal eines 13-jährigen Mädchens an. Diesem habe das Bein amputiert werden müssen, nachdem es 20 Stunden lang in den Trümmern eingeschlossen war. Da das Mädchen unter einer nicht zu bewegenden Wand feststeckte, habe ihm das Bein

an Ort und Stelle abgenommen werden müssen.

Nach Angaben der Hilfsorganisation kommt noch dazu, dass die Rettungsteams nicht genug Ausrüstung oder Personal haben, um alle zu retten. So fehle es in den Krankenhäusern an Dingen wie Matratzen, Lebensmitteln, Blutbeutel und Operationsbesteck. Viele der Betroffenen stünden unter Schock. Die einen schrieben, andere schwiegen, wenn man sie anspreche, wieder andere seien nicht in der Lage, zu antworten. Eine Frau, die ihr sechs Monate altes Baby und zwei Töchter verloren hat, könne nicht aufhören zu fragen: „Wo ist mein Baby? Wo sind meine Töchter?“

epd/KNA



▲ Oliver Müller leitet das Hilfswerk Caritas international. Foto: KNA

tional – geviertelt. Wir stimmen uns ab, wer wo Hilfe leistet.

Viele Bürger – gerade auch Menschen mit türkischen oder syrischen Wurzeln – rufen zu Sachspenden auf. Ist das sinnvoll?

Das ist zwar sehr gut gemeint, aber ich kann davon nur abraten, was Dinge des täglichen Lebens betrifft. Die sinnvollste und schnellste Hilfe sind Geldspenden. Gerade in der Türkei ist es sehr gut möglich, die notwendigen Hilfsgüter – Lebensmittel, Decken, Verbandsmaterial – auf den lokalen Märkten zu kaufen. Jetzt auf eigene Faust mit Autos und LKW Hilfsgüter in die Region zu bringen, dauert viel länger, sorgt auf den Wegen ins Katastrophengebiet für Chaos und bindet dann vor Ort viele Kräfte, die die Spenden sortieren und verteilen müssen. Wenn es schlecht läuft, gefährdet man sich noch selbst. Gerade bei den gegenwärtigen Witterungsbedingungen ist so eine Fahrt riskant.

Was ist mit schwierig zu beschaffenden oder hochwertigen Hilfsgütern wie Generatoren oder Baumaschinen?

Das kann im Einzelfall sinnvoll sein, aber auch da muss man genau wissen, wo welche Maschinen gebraucht werden. Die Koordination ist entscheidend. Und Güter nach Syrien zu bringen, ist für Privatleute aus politischen Gründen so gut wie unmöglich. Da haben selbst wir als große private Hilfsorganisation Schwierigkeiten.

Auch bei der Ukraine-Hilfe haben sich viele Menschen ins Auto gesetzt und sind bis zur ukrainisch-polnischen Grenze gefahren – und dann hatten sie keine Abnehmer für ihre Hilfsgüter. Solche Transporte brauchen konkrete Absprachen mit dem Empfänger.

Also bleibt die Geldspende. Doch wie verteilen Sie das Geld?

Als Caritas haben wir seit Jahrzehnten enge Kontakte zur Caritas in Syrien und in der Türkei. Insbesondere die Caritas in Syrien hat hunderte hauptamtliche Mitarbeiter und noch mehr ehrenamtliche Helfer. Sie sprechen die Sprache der Leute, wissen, wo Arme und Bedürftige wohnen und was gebraucht wird. Die Kontakte zu den Behörden und Regierungsstellen sind eingespielt.

In der Türkei sieht es anders aus. Die Caritas ist eine kleine Organisation, wir arbeiten dort aber auch mit anderen Nichtregierungsorganisationen zusammen. Zum Teil sind unsere Projektpartner in der Türkei auch selbst von dem Erdbeben betroffen und haben unter anderem Büroräume verloren.

Geologen haben immer wieder auf die hohe Wahrscheinlichkeit von

Erdbeben in der Region hingewiesen. Haben die Hilfsorganisationen Vorräte und Lager für Maschinen für solche Katastrophen aufgebaut?

Es kann nicht Aufgabe von Hilfsorganisationen sein, Baumaschinen, schweres Gerät und Lebensmittelvorräte für solche Situationen über Jahre hinweg vorzuhalten. Das ist Aufgabe des Staates und wäre – auch aus Sicht der Spender – für uns viel zu teuer. Richtig ist aber, dass wir im Rahmen der normalen humanitären Hilfe Vorräte an Lebensmitteln und anderen Dingen des täglichen Bedarfs haben, die wir jetzt einsetzen.

Wie geht es weiter?

So eine riesige Katastrophe sorgt für ein unglaubliches Chaos. Wenn wir aus der Phase heraus sind, in der noch nach Überlebenden gesucht werden kann, werden die betroffenen Menschen noch über Monate mit Lebensmitteln und Unterkünften versorgt werden müssen. Der Aufbau der zerstörten Gebiete in Syrien und der Türkei wird Jahre dauern und die langfristige Unterstützung der internationalen Gemeinschaft erfordern.

Besonders in Syrien wird das schwierig sein, weil die politischen Probleme die humanitäre Situation

Angelus

Papst ruft erneut zu Erdbeben-Hilfe auf

Papst Franziskus hat am Sonntag erneut zu Hilfe und Gebet für die türkisch-syrische Erdbebenregion aufgerufen. „Bleiben wir der Bevölkerung nahe, die diese furchtbaren Erdbeben in der Türkei und in Syrien erleben musste“, sagte das Kirchenoberhaupt beim Mittagsgebet auf dem Petersplatz. Trotz der Bilder in den Medien habe man keine Vorstellung vom Schmerz der Menschen dort. „Beten wir für sie und lasst uns darüber nachdenken, was wir für sie tun können“, appellierte Franziskus. KNA

überlagern. Schon vor dem Erdbeben waren acht Millionen Menschen im Norden des Landes auf humanitäre Hilfe angewiesen. Die Krankenhäuser waren teilweise zerstört, es fehlte ärztliches Personal. Das Erdbeben hat die Situation jetzt innerhalb von wenigen Minuten noch einmal drastisch verschlimmert.

Interview: Christoph Arens/KNA



▲ Durch das Erdbeben obdachlos gewordene Syrer wärmen sich in in der Küstenstadt Dschabla an einem Feuer. Foto: Imago/Itar-Tass

Erdbebenkatastrophe.

Sie können das Blatt wenden.

Spenden unter: caritas-international.de
IBAN: DE88 6602 0500 0202 0202 02



caritas international

DAS HILFSWERK DER DEUTSCHEN CARITAS

Kurz und wichtig



Neue Äbtissin

Schwester Katharina Drouve (61; Foto: Abtei Sankt Hildegard) ist neue Äbtissin der Benediktinerinnenabtei Sankt Hildegard in Rudesheim-Eibingen. Die Neuwahl einer Äbtissin durch den Konvent der Abtei war notwendig geworden, weil die bisherige Amtsinhaberin Dorothea Flandera die Altersgrenze von 70 Jahren erreicht hatte und ihr Amt zur Verfügung gestellt hatte. Drouve, bisher Priorin (Vorsteherin) des Klosters, ist die 41. Nachfolgerin der heiligen Hildegard von Bingen (1098 bis 1179).

Bischofstreffen

Die Lage in der Ukraine, die Reformprozesse in der katholischen Kirche und der Umgang mit sexuellem Missbrauch stehen auf der Tagesordnung der Frühjahrsvollversammlung der Bischöfe. Sie findet vom 27. Februar bis 2. März in Dresden statt. Weitere Themen sind der Weltjugendtag im Sommer 2023 in Lissabon, ein Bericht des Sonderbeauftragten für Flüchtlingsfragen, Erzbischof Stefan Heße, und der geplante dritte ökumenische Bericht zur Religionsfreiheit von Christen weltweit. Ursprünglich sollte die Vollversammlung bereits 2021 in Dresden zu Gast sein, fand dann jedoch aufgrund der Corona-Pandemie online statt.

26 Jahre Gefängnis

Rolando Álvarez, Bischof von Matagalpa in Nicaragua, ist im Schnellverfahren zu mehr als 26 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Der zuständige Richter bezeichnete Álvarez als „Landesverräter“, der sich des „Ungehorsams“ schuldig gemacht, die nationale Sicherheit untergraben und „Fake News“ verbreitet habe. Zusätzlich zur Haftstrafe wurden dem 56-jährigen die nicaraguanische Staatsbürgerschaft und seine zivilen Rechte entzogen. Álvarez war bereits im August unter Arrest gestellt worden. Mit ihm wurden zahlreiche weitere Priester festgenommen. Alle hatten wiederholt die herrschenden Zustände in dem mittelamerikanischen Land offen angeprangert.

Abtsbenediktion

Nikodemus Schnabel, gewählter Abt der deutschsprachigen Benediktiner-Abtei Dormitio in Jerusalem (wir berichteten in Nr. 6), erhält am Pfingstsonntag, 28. Mai, die Abtsbenediktion. Der Feier vorstehen wird der Patriarch von Jerusalem, Erzbischof Pierbattista Pizzaballa. Den Zeitraum bis dahin wolle er nutzen, um sein Amt als Leiter der katholischen Seelsorge für Migranten und Asylsuchende geordnet zu übergeben, sagte Schnabel.

Requiem für Benedikt

Sechs Wochen nach dem Tod von Benedikt XVI. ist ihm im Vatikan mit einer Messe gedacht worden. Das Requiem am Freitagabend voriger Woche in der Kirche des Priesterkollegs Campo Santo Teutonico zelebrierte der Präfekt der vatikanischen Glaubensbehörde, Kardinal Luis Ladaria. Auch der Privatsekretär des verstorbenen Papstes, Erzbischof Georg Gänswein, nahm teil. Es wurde eine Predigt von Kurienkardinal Kurt Koch verlesen, der krankheitsbedingt nicht kommen konnte.

EIN JAHR KRIEG

Gewalt-Spirale durchbrechen

Kirchliche Friedensaktionen für die Ukraine geplant

BERLIN (KNA) –Die katholische Kirche in Deutschland ruft angesichts des bevorstehenden Jahrestags des russischen Angriffs auf die Ukraine zu einem Friedensgebet am 24. Februar auf. Die Friedensbewegung und kirchliche Verbände fordern stärkere Bemühungen für eine friedliche Lösung.

Die Gebets-Initiative wird vom Osteuropa-Hilfswerk Renovabis getragen. Renovabis-Bischof Heiner Koch sagte, es gelte, Gefühlen von Ohnmacht und Hilflosigkeit zu widerstehen. „Wir dürfen nicht die Hoffnung und den Mut verlieren. Die mutigen Menschen in der Ukraine geben uns beeindruckende Beispiele.“

Renovabis-Hauptgeschäftsführer Thomas Schwartz sagte, ihm sei die Frage, wie dort je wieder Frieden herrschen solle, immer wieder begegnet. Eine einfache Antwort gebe es nicht. Das gemeinsame Gebet solle die Hoffnung und den

Wunsch auf Frieden zum Ausdruck bringen. Sie helfe auch den Partnern in der Ukraine, angesichts des Kriegs und des Leidens nicht zu verzweifeln.

Die Friedensbewegung und kirchliche Verbände fordern zum Jahrestag verstärkte Bemühungen für eine friedliche Lösung. Vom 24. bis 26. Februar ruft das Bündnis zu gewaltfreien Aktionen in ganz Deutschland auf. Notwendig seien ein Durchbrechen der Gewaltspirale, ein Waffenstillstand und Friedensverhandlungen sowie Proteste gegen den Angriffskrieg Russlands und das Aufrüstungsprogramm der Bundesregierung.

„Wir werben dafür, in Diplomatie und Verhandlungen die Sichtweisen aller Konfliktparteien wahrzunehmen, kritisch zu hinterfragen und keine Feindbilder aufzubauen oder zu verstärken“, erklärte der Bundesvorsitzende der katholischen Friedensbewegung Pax Christi, Gerold König.

Zentrale Glaubensinhalte

Bischöfe wollen Religionsunterricht stärker konzentrieren

BONN (KNA) – Der Religionsunterricht an Grundschulen sollte sich aus Sicht der katholischen Bischöfe in Deutschland stärker auf zentrale Inhalte des christlichen Glaubens konzentrieren. Außerdem sprechen sie sich für eine „Reduktion der Stofffülle mit Blick auf das realistisch Erreichbare“ aus.

Leitlinien dazu seien in der Erklärung „Die Perspektive des Glaubens anbieten“ enthalten. Die Bischöfe unterstreichen darin angesichts von Säkularisierung und Enttraditionalisierung die „Arbeit an der religiösen Sprach- und Kommunikationsfähigkeit“. Zudem streben sie eine „stärkere Verankerung des Religionsunterrichts in der Schulkultur“ an.

Die Bischöfe danken den Religionslehrkräften: „Qualität und Ansehen des Fachs hängen wesentlich von der Professionalität und vom Engagement der Lehrkräfte ab.“ In der Grundschule würden die Grundlagen religiöser Bildung vermittelt, hieß es. Zugleich finde der Unterricht in unterschiedlichen soziokulturellen Zusammenhängen und Organisationsformen statt und werde von Lehrkräften mit unterschiedlicher Ausbildung und Kirchenbindung erteilt. Dies habe Auswirkungen auf Ziele und Inhalte sowie auf die Er-



▲ Schüler arbeiten im Religionsunterricht gemeinsam an einer Aufgabe. Foto: KNA

wartungen, die an den Unterricht gestellt werden könnten.

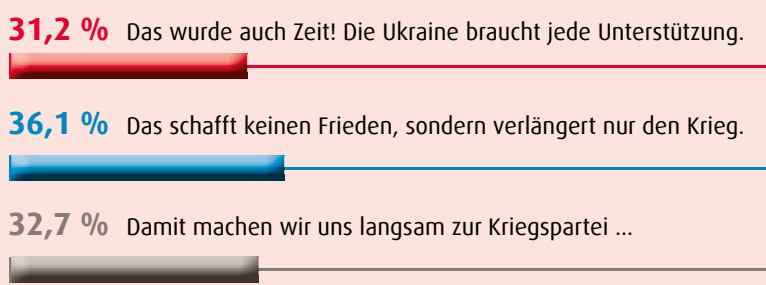
Die Erklärung beschreibt auch zentrale Ziele und Aufgaben des Religionsunterrichts in der Grundschule, die unterschiedlichen Kontexte, in denen das Fach erteilt wird, die Bedeutung des Fachs für Schüler, Eltern, Schule und Kirche sowie das didaktisch-methodische Fachprofil. Die Erklärung, die vom Ständigen Rat beschlossen wurde, richtet sich an alle für den Religionsunterricht Verantwortlichen, an die Eltern und die Öffentlichkeit.

Hinweis

Das Dokument zum Download im Internet steht auf www.dbk.de.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 5

Was halten Sie davon, dass Deutschland der Ukraine Kampfpanzer liefert?



ERNENNUNG ALS TÜRÖFFNER?

„Wir stehen erst am Anfang“

Die 26-jährige Sally Azar ist die erste palästinensische Pastorin in Jerusalem

JERUSALEM – In Jerusalemer Kirchenkreisen sorgte unlängst eine Personalie für Aufsehen: Die Palästinenserin Sally Azar ist als erste Frau zur Pastorin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und dem Heiligen Land ordiniert worden. Ihre Ordination habe Türen geöffnet, sagt die 26-Jährige. Gleichzeitig brauchten tiefgreifende Veränderungen wie diese ihre Zeit.

Frau Azar, Ihre Ordination zur ersten palästinensischen Pastorin hat ein großes Echo bis hinein in israelische Medien gefunden. Wie erklären Sie sich das?

Palästinenser werden als Muslime wahrgenommen. Wo es um Christen geht, ist in der Regel von patriarchalen Strukturen die Rede. Die Ordination einer Palästinenserin zur ersten Pastorin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und dem Heiligen Land (ELCJHL) öffnet eine neue Tür und verändert die Perspektive.

Die ELCJHL hat bereits vor Jahren den Weg für die Ordination von Frauen prinzipiell geöffnet. Warum hat es bis zur Umsetzung so lange gedauert?

Eine solche Veränderung lässt sich nicht im Handumdrehen umsetzen, sondern muss vorbereitet werden. Entsprechend gab es viele vorbereitende Schritte und Workshops. Zusammen mit der Unterstützung von Gemeinden weltweit, die diesen Schritt bereits vollzogen haben, hat das die Öffnung ermöglicht. Es gab auch bisher keine andere Frau hier, die Theologie studiert hat.

Wie waren die ersten Reaktionen in Ihrem Umfeld?

Es gibt Kritik, besonders von den orthodoxen und katholischen Kirchen, die sagen, Jesus habe keine weiblichen Jünger gehabt und Frauen sollten sich in der Kirche zurückhalten. Ich respektiere die verschiedenen Ansichten, aber es gäbe auch aus biblischer Sicht viel dazu zu sagen, etwa wenn man auf die Person der Maria Magdalena schaut. Viele in der hiesigen Gesellschaft sagen, Frauen sollten sich um Kinder und Familie kümmern. Es gibt den Willen, Frauenrechte zu stärken, aber die Umsetzung braucht Zeit. Gleichzeitig sehe ich, dass Frauen in der Gemeinde auf diese Entwick-



▲ Sally Azar und ihr Vater, der evangelische Bischof Sani Ibrahim Azar, bei einer Prozession nach ihrer Ordination zur ersten palästinensischen Pastorin der Evangelisch-Lutherischen Kirche Jordaniens und des Heiligen Landes in Jerusalem. Foto: KNA

lung stolz sind. Ich denke also, dass wir erst am Anfang stehen, dass meine Ordination nicht nur Türen im Bereich der Theologie öffnet, sondern in anderen Bereichen, in denen Frauen Führungsrollen übernehmen können und sollten.

Verstehen Sie Ihre Ordination als feministischen Beitrag in der palästinensischen Gesellschaft?

Feminismus ist ein Teil davon. In dieser Hinsicht habe ich viel in Deutschland gelernt. Hier haben wir allerdings noch einen langen Weg vor uns und ich bin noch dabei, zu verstehen, was die Menschen in meiner Gemeinde brauchen.

Erstmals wurde 2017 im Nahen Osten eine Frau ordiniert, mittlerweile gibt es in der Region fünf Pastorinnen. Unterstützen Sie sich gegenseitig?

Wir alle stehen vor ähnlichen Herausforderungen, wie etwa den patriarchalen Strukturen. Frauenordination ist im Nahen Osten eine junge Entwicklung, deshalb müssen wir zusammen lernen. Manche von uns haben zusammen studiert. Wir stehen weiterhin in Kontakt und tauschen uns aus. So habe ich etwa von Angriffen in sozialen Netzwerken gehört. Trotzdem möchte ich

meine Profile dort sichtbar machen, weil ich denke, dass es wichtig ist, diese Schritte mit der Welt zu teilen.

Sie haben Deutschland erwähnt, wo Sie und auch Ihr Vater studiert haben und Sie ihr Vikariat absolvierten. Hat Sie Ihre Zeit in Deutschland beeinflusst?

Es hat mich in vielerlei Hinsicht beeinflusst! Ich habe Interkulturelle Theologie studiert und darüber viele Kulturen kennengelernt. Das hilft mir zu verstehen, warum wir zwar in der Sache das Gleiche tun, aber jeweils in einem anderen Kontext. Es müssen also Anpassungen vorgenommen werden.

Deutschland hat mir zudem gezeigt, was in der Kirche möglich ist. Die Kirche in Deutschland ist sehr viel weiter, und mir fehlen natürlich die Zwischenschritte, über die sie an diesen Punkt gekommen ist. Das habe ich in meinem Hinterkopf, auch wenn ich nicht sage, wir müssen es hier genauso machen.

Die konfessionelle Vielfalt im Heiligen Land ist um einiges größer als in Deutschland. Welchen Stellenwert wird die Ökumene in Ihrer Arbeit haben?

Es ist ein schwieriges Feld. Bis jetzt habe ich noch nicht so viele

Kontakte. Einige Kirchenvertreter haben bereits signalisiert, dass sie nicht mit mir zusammenarbeiten werden. Ich akzeptiere das, hoffe aber, dass mit der Zeit unsere Arbeit wahrgenommen wird. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit allen, die dazu bereit sind.

Dass ein Vertreter des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) bei meiner Ordination gesprochen hat, hat für mich einige Türen geöffnet. Ich hoffe aber, dass eine Zusammenarbeit nicht deshalb zustande kommt, weil ich die Tochter eines evangelischen Bischofs bin, sondern weil die anderen die Wichtigkeit des Themas erkannt haben.

Tochter des amtierenden Bischofs der evangelisch-lutherischen Kirche Jordaniens und des Heiligen Landes in Jerusalem zu sein: Ist das ein Vor- oder ein Nachteil?

Beides. Auf der einen Seite ist es ein Schutz. Gleichzeitig möchte ich nicht allein als Tochter des Bischofs wahrgenommen werden. Denn ich habe mit meinem Studium angefangen, bevor mein Vater Bischof wurde.

Ist Ihr Vater ein Vorbild für Sie?

Mein Vater ist das größte Vorbild, und ich bin froh, dass ich ihn habe – nicht nur als Bischof, sondern als Pastor und als Vater. Er hat mir immer die Freiheit gelassen, zu studieren, was ich wollte, dafür bin ich dankbar. Daneben habe ich viele weitere Vorbilder: Pastorinnen in vielen Ländern sind meine Inspiration.

Werden Sie sich in Ihrem Pfarramt für die Anliegen der Palästinenser einsetzen?

Ich werde nicht gern politisch, aber hier lässt es sich nicht vermeiden. Ich werde mich da einsetzen, wo es notwendig ist, und ich werde nach Außen tragen, womit meine Gemeinde konfrontiert ist.

Gleichzeitig möchte ich zur Bildung der Gemeinde einen Beitrag leisten. Wir müssen lernen, zwischen Juden und Israelis zu differenzieren. Und wir müssen mehr über das Judentum lernen, was leider in unserem Schulsystem so gut wie nicht vorkommt. Es gibt so viel zu tun, dass man nicht weiß, wo man anfangen soll.

Interview: Andrea Krogmann/KNA



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Februar

... dass die Pfarreien das Verbindende miteinander und mit Gott in den Mittelpunkt stellen und so immer mehr von Glauben, Geschwisterlichkeit und Offenheit gegenüber denen, die es am meisten brauchen, erfüllt werden.



Mitteilen, Zuhören, Verstehen

Präsident der Bischofskonferenz Europas nach Prag-Treffen zuversichtlich

Erzbischof Gintaras Grušas aus Vilnius steht dem Rat der Bischofskonferenzen Europas als Präsident vor. Das Europa-Treffen der Weltsynode in Prag war seiner Meinung nach – trotz vieler Gegensätze – eine wertvolle Erfahrung der Synodalität.

Foto: KNA



PRAG – Als Präsident des Rats der Bischofskonferenzen Europas muss Erzbischof Gintaras Grušas aus Vilnius verschiedenste Strömungen moderieren. Das Europa-Treffen der Weltsynode in Prag war nun ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer synodalen Kirche, sagt er im Interview.

Herr Erzbischof, was war aus Ihrer Sicht das Wichtigste an der Versammlung in Prag?

Es war die Erfahrung der Synodalität, dass wir uns austauschen konnten. Laien, Ordensleute, Bischöfe – dass wir einander zuhören konnten. Dieses Zuhören, sowohl im Plenum als auch in den Kleingruppen, hat uns im gegenseitigen Verstehen vorangebracht. Wir haben auch die Verletzungen deutlicher gesehen, die viele Menschen haben. Das sind sehr unterschiedliche Wunden in den unterschiedlichen Ländern, aber es sind immer Wunden am Leib Christi, die Wunden in seiner Kirche. Auch wenn die Erfahrungen und die Meinungen, wie wir damit umgehen sollen, verschieden sind, hilft uns doch das gemeinsame Hören, zusammen voranzukommen und zu wachsen. Und diese Erfahrung ist wichtiger als jeder Text, der herauskommen kann. Es hilft uns auch für unsere nächsten Schritte auf diesem Weg, also bei den Ver-

sammlungen in Rom im Oktober und wenn wir wieder in unsere Gemeinden zurückkehren.

Zu den unterschiedlichen Meinungen gehörte ein gewisser Graben zwischen West- und Osteuropa, was die Pläne für eine Erneuerung der Kirche angeht. Konnte dieser Graben durch den Austausch in Prag überbrückt werden?

Jemand hat klugerweise darauf hingewiesen, dass es solche Unterschiede nicht nur zwischen Ost und West gibt, sondern auch zwischen Nord und Süd. Es gibt unterschiedliche Gruppen von Erfahrungen, und ich glaube nicht, dass es hier darum ging, diese Unterschiede aufzulösen. Es ging ums Mitteilen, Zuhören und Verstehen. Einer der Bischöfe sagte: Wir haben vorher viel übereinander geredet und Briefe geschrieben, aber jetzt reden wir endlich mal miteinander.

Vor dem Treffen in Prag war zu hören, es drohe eine Spaltung, ein Schisma, wegen der Reformvorschläge aus Deutschland. Ist diese Gefahr jetzt überwunden?

Ich habe in keiner Äußerung den Wunsch gehört, die Kirche zu verlassen. Sehr viel mehr habe ich den Wunsch gehört, Kirche zu sein. Aber es ist wohl so, dass es unterschiedliche Wege geben soll, Kirche zu sein.

Darüber sprechen wir. Und dieser Dialog wird uns helfen, einander besser zu verstehen und Wege zu suchen, wie Einheit in Verschiedenheit möglich sein kann, und – das ist eines der synodalen Elemente – die Gemeinschaft unseres Auftrags zu verwirklichen. Deshalb ist es fundamental wichtig, dass wir aufeinander und auf das Wort Gottes hören. Das hilft uns, diese Gemeinschaft zu leben.

Wie erklären Sie den Menschen zu Hause in Vilnius, was es bedeutet, eine synodale Kirche zu sein?

Ich erkläre, dass Synodalität ein ganz altes Prinzip in der Kirche ist, und dass wir das jetzt wieder neu lernen müssen. Daher geht es nicht um eine Veränderung der kirchlichen Lehre, sondern um eine veränderte Art, wie wir als Kirche leben. Und dass Papst Franziskus uns auf diesen langen Weg geschickt hat, damit wir es wirklich lernen und anwenden, nicht nur oberflächlich. Das wird dann auch den Stil unserer Mission verändern.

In Prag haben an vier von sechs Tagen Laien einen wichtigen Input gegeben. Ein Vorbild für die Synodenversammlung in Rom?

Ich glaube, dass wir uns in diese Richtung bewegen. Wir entwickeln gerade an mehreren Stellen neue Strukturen, die helfen, eine synodale Kirche zu sein. Der Papst hat bereits das zuständige Sekretariat in Rom umbenannt. Es ist jetzt nicht mehr für die „Bischofssynode“ zuständig, sondern für die „Synode“. Wir haben in den vergangenen Jahrzehnten viele Veränderungen in den Strukturen und im Kirchenrecht gesehen, das ist nicht einfach statisch, das verändert sich immer wieder. Wird die Versammlung im Oktober eine völlig andere Synode sein, als wir sie bis dahin kannten? Wahrscheinlich nicht. Werden wir über solche Veränderungen reden? Wahrscheinlich ja. *Interview: Ludwig Ring-Eifel*

BEGINN DER FASTENZEIT

Aschermittwoch auf dem Aventin

ROM (KNA) – Papst Franziskus eröffnet die Fastenzeit traditionsgemäß mit einem Gottesdienst am Aschermittwoch in der römischen Kirche Santa Sabina. Bei der Messe in der frühchristlichen Basilika auf dem Aventin-Hügel wird Franziskus Gläubigen als Zeichen der Umkehr und Vergänglichkeit ein Aschekreuz auflegen. Ob der an Kniebeschwerden leidende 86-Jährige zuvor an einer Bußprozession von der nahegelegenen Kirche Sant'Anselmo teilnimmt, lässt das Programm offen.

Vergangenes Jahr musste der Papst die Planungen zu Aschermittwoch wegen seines Knieleidens absagen. An seiner Stelle leitete Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin die Messe. Den Aschermittwoch, der 2022 eine Woche nach dem russischen Angriff auf die Ukraine stattfand, ließ Franziskus damals als weltweiten Fasten- und Gebetstag für den Frieden begehen. In diesem Jahr fällt der Beginn der österlichen Bußzeit auf den 22. Februar, zwei Tage vor dem ersten Jahrestag des Einmarschs.

DIE WELT



EINHEIT IN VERSCHIEDENHEIT?

Spannungen – aber keine Brüche

Zum Europa-Treffen der Weltsynode kamen Bischöfe, Geistliche und Laien nach Prag

PRAG – Ein sechstägiger Beratungsmarathon von Kirchenvertretern aus 40 Ländern Europas in fünf Sprachen ist voriges Wochenende in Prag zu Ende gegangen. Die Erfahrung scheint einige Teilnehmer verändert zu haben.

Eine Woche lang haben in Prag Bischöfe, Geistliche und Laienvertreter aus allen Teilen Europas über die Krise der Kirche und mögliche Antworten beraten. Unter den knapp 200 Anwesenden waren rund 50 Bischöfe, zudem Priester und Ordensleute, aber auch zahlreiche Laien. Diese Männer und Frauen kamen aus Bewegungen und Organisationen, die in ihrer Vielfalt einen Teil der unterschiedlichen Strömungen des Katholizismus in Europa abbildeten.

Die Gemeinschaft Sant'Egidio war ebenso dabei wie das Zentralkomitee der deutschen Katholiken mit Präsidentin Irme Stetter-Karp, das Opus Dei ebenso wie Lebensschützer-Vereine, einige Theologieprofessoren (zwei davon aus Deutschland), die verschiedenen Ausprägungen der „katholischen Aktion“ aus südlichen Ländern und viele mehr.

Eine herausgehobene Rolle hatte der tschechische Religionsphilosoph Tomáš Halík. Er setzte mit einem Eröffnungsreferat Impulse, die im Laufe der Beratungen immer wieder aufgegriffen und zum Ausgangspunkt weitergehender Überlegungen gemacht wurden. Er ordnete die gegenwärtige Kirchenkrise in den ideengeschichtlichen Rahmen einer Glaubenskrise ein und weitete damit den Horizont der Debatte.

Dennoch wurden häufig auch einfache Krisendiagnosen und Antworten vorgetragen: „Progressive“ – in Prag klar in der Minderheit – traten für Änderungen der kirchlichen Lehre und Moral ein, um niemanden aus der Kirche auszuschließen

oder hinauszudrängen. „Konservative“ warben für ein Festhalten an Dogmen und Verboten als einzig sinnvoller Reaktion der Kirche auf die Beliebigkeit der postmodernen Welt. Konsens gab es darüber, dass die Kirche – wie vom Papst gefordert – neue Wege der Beratung und einer Beteiligung des „Volkes Gottes“ finden müsse. Dafür war das Treffen in Prag eine erste Einübung.

Die 39 Bischofskonferenzen in Europa entsandten jeweils ihren Vorsitzenden sowie drei weitere Vertreter. Die 39 Vorsitzenden tagten am Ende zwei Tage lang unter sich, um das zu reflektieren, was in den ersten vier Tagen gesagt worden war.

Delegierte konnten sich auch online zuschalten – allerdings gelang es kaum, die Versammlung in Prag und die online diskutierenden Teilnehmer zusammenzubringen. Schnell zeigte sich, dass die Gruppendynamik der „Präsenzversammlung“ für Online-Teilnehmer uneinholbar war. Das galt für die Gespräche in den Kaffeepausen ebenso wie für die Erfahrung gemeinsamer Got-

tesdienste und Gebete, von denen viele in Latein gehalten wurden. In den Debatten waren Italienisch und Englisch die am meisten gesprochenen Sprachen, gefolgt von Deutsch.

Intransparent war der Redaktionsprozess, der nach den Beratungen der ersten vier Tage zu einem gemeinsamen Dokument führen sollte. Ein Expertenteam versuchte, die Kernpunkte der im Plenum vorgetragenen Ideen zu bündeln. Der Text wurde schließlich verlesen, dann konnten Änderungswünsche eingebracht werden. Am Ende der anschließenden Bischofsberatungen wurde ein kurzer zweiter Text verabschiedet, der als „Botschaft an das Volk Gottes“ veröffentlicht werden soll.

Missbrauch eingeräumt

Anders als zunächst angekündigt, gab es keinen eigenen Text zum Thema Missbrauch. Es war der Belgrader Erzbischof László Németh, der eingeräumt hatte, dass es sexuellen Missbrauch Minderjähriger durch

Kleriker auch in Osteuropa gab. Doch wegen der Unterdrückung der Kirche im Kommunismus fehlt bis heute ein klares Bild darüber – unter anderem, weil die Geheimpolizei ihre Finger im Spiel hatte und viele Akten später vernichtet wurden.

In Pressestatements zeigten sich am Ende Bischöfe aus allen Teilen Europas zufrieden mit dem in Prag erlebten Prozess des gegenseitigen Zuhörens – auch wenn die unterschiedlichen Ansätze zur Überwindung der Kirchen- und der Glaubenskrise in Europa nicht in eine gemeinsame Handlungsstrategie mündeten. Bei der Versammlung der Weltsynode in Rom im Oktober dürften daher die Bischöfe aus Europa wie gehabt mit sehr unterschiedlichen Akzenten auftreten. Neu ist, dass viele von ihnen nach der Erfahrung von Prag eine „Einheit in Verschiedenheit“ eher für möglich halten.

Ludwig Ring-Eifel

Information

Lesen Sie dazu auch einen Kommentar auf Seite 8.



▲ Wichtig für den Austausch waren nicht nur die offiziellen Sitzungen, sondern auch die Gespräche in den Pausen. Foto: KNA

Aus meiner Sicht ...



Seyran Ateş ist Rechtsanwältin, Menschenrechtsaktivistin sowie Mitbegründerin der liberalen Ibn Rushd-Goethe-Moschee in Berlin.

Seyran Ateş

Verfolgt im Namen der Ehre

„Terre des Femmes“ und viele andere Frauenschutzorganisationen veröffentlichen nahezu jährlich weltweit Zahlen zu vollendeten und versuchten sogenannten Ehrenmorden. Die Vereinten Nationen berichteten im Jahr 2000, dass pro Jahr bis zu 5000 Mädchen und Frauen in mindestens 14 Ländern im Namen der Ehre getötet werden. Zahlen über Jungen und Männer als Opfer wurden nicht erfasst, obwohl auch sie davon betroffen sind.

Die Zahlen sind erschreckend hoch, aber bilden nicht ansatzweise das eigentliche Ausmaß der Dramatik hinter Ehrenmorden ab. Die Dunkelziffer ist viel höher – und ein Beleg für ein gesellschaftliches Problem. Die Politik spricht gerne von Einzelfällen. Als ob

das Leben von Einzelfällen nicht genug Wert besitzt, um gesellschaftspolitisch dafür aktiv zu werden!

Zudem plagen wir uns in Deutschland mit einer unsäglichen – meines Erachtens gar unmenschlichen – Debatte, ob das Wort „Ehrenmord“ überhaupt verwendet werden darf. Meiner Ansicht nach verdienen die Toten und auch die überlebenden Opfer mehr als eine bloße Begriffs-Debatte.

Diskutiert werden auch die Motive der Täter und die „Vergehen“ der Opfer. Warum mussten in den vergangenen zwei Jahren in Deutschland 13 Menschen (neun Frauen und vier Männer) im Namen der Ehre sterben? Warum haben im selben Zeitraum,

ebenfalls im Namen der Ehre, Familienangehörige versucht, 13 Menschen (fünf Frauen und acht Männern) das Leben zu nehmen? Weil die betroffenen Menschen ein freies und selbstbestimmtes Leben führen wollten. Sie sollten sterben, weil sie sich der Sexualmoral ihrer Familie nicht unterwerfen wollten.

Wie viele Menschen unterdrücken ihre Sexualität, ihren Wunsch nach einem freien Leben? Wie viele werden für ihren Lebensstil diskriminiert? Auch sie gehören zur Dunkelziffer derer, die nicht als Opfer erfasst werden. Genau wie jene, die sich aus Angst, ermordet zu werden, unterwerfen. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie keine politische Lobby haben!



Professor Veit Neumann ist Gastprofessor an der Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz.

Veit Neumann

Als Volk Gottes vorwärts gehen

Gerade hat in Prag die Europa-Etappe der Weltauswahl stattgefunden, die Papst Franziskus angestoßen hatte. Es sind Unterschiede in Standpunkten bei Themen wie Sexualität sichtbar geworden, die nicht zuletzt in Deutschland diskutiert werden. Der vorläufige Entwurf eines Abschlussdokuments soll weiter redaktionell bearbeitet werden.

Es wird wie so oft in vielem ein Dokument des Kompromisses sein. Und wie so oft hören sich Aussagen von Teilnehmern über den bisherigen Stand des Dokuments oder über die Etappe sprachlich derart vage an, dass sich die Frage stellt: Wo bleibt die Kraft des Evangeliums, die jeden rettet, der glaubt, wie der Apostel Paulus an die Römer schreibt?

Diese Frage kann etwa dem Bischofskonferenzvorsitzenden Georg Bätzing ehrlich gestellt werden.

Allerdings: Bei aller mühsamen Lesbarkeit diplomatisch gehaltener Aussagen über sich entwickelnde Kompromissdokumente ist diese Mühe ein Ausdruck von Geduld, die alle oder mindestens möglichst viele Gläubige mitnehmen möchte. Tatsächlich ist es so, dass unsere Kirche keine Kommandokirche ist, wie Kritiker, auch intern, ihr gern vorzuhalten pflegen. Eine solche Sprache drückt den Willen aus, als Volk Gottes vorwärtszugehen.

Bischof Bätzing sagt zum Beispiel: „Wir brauchen eine neue Hermeneutik des Katholischen, in der Gemeinsamkeiten und

Verschiedenheiten unter einem Dach ihren Ort haben und leben dürfen.“ Zu fragen ist jedoch, ob damit, sprachlich vorgezeichnet, nicht von der Einheit im Glauben oder sogar von der Einheit des Glaubens Abschied genommen wird.

Faktisch sind alle im Wunsch vereint, Kirche zu sein. Vergessen wir nicht, dass die Kirche die Zeiten überdauert, vorher war, sein wird und im Himmel existiert. Weder Papst noch Synode können feste Aussagen des Glaubens ändern. So wird der Glaube zur echten Herausforderung. Von der ansprechenden eigenen persönlichen Lebensgestaltung, um anderen ein Vorbild zu sein, ist dann allerdings noch gar nicht gesprochen worden.



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Mobilität nur für Jüngere?

Ab dem 1. Mai soll es nun kommen: Nach monatelangen Verhandlungen und Gesprächen haben Bundesregierung und Verkehrsverbände grünes Licht für das 49-Euro-Ticket gegeben. Dieses ist der – deutlich teurere – Nachfolger des Neun-Euro-Tickets und kann im gesamten öffentlichen Personennahverkehr genutzt werden. Mit nur einem Ticket deutschlandweit mobil – das klingt erstmal nicht schlecht.

Doch diese Mobilität kann sich längst nicht jeder leisten – und auch nicht jeder nutzen. Für viele bleibt das Ticket hinter den Erwartungen zurück, hatte es doch zuvor Überlegungen gegeben, an den „Testballon“ Neun-Euro-Ticket mit einem günstigen Sozialticket anzuknüpfen.

Für viele Senioren, die ohnehin oftmals nur eine geringe Rente beziehen, kommt neben dem finanziellen noch ein technisches Problem hinzu: Das neue Ticket soll es nur in digitaler Form geben, also per Smartphone-App oder mittels einer Chipkarte. Buchen kann man das Ticket den Plänen zufolge nur mit einem digitalen Abonnement – dafür braucht man einen Internet-Zugang. Auch den haben zahlreiche ältere Menschen nicht. Initiativen wie die Senioren-Union der CSU protestieren und sprechen von Altersdiskriminierung. Das neue Ticket müsse, wie zuvor das Neun-Euro-Ticket, auch an Ticketschaltern oder Automaten in Papierform erhältlich sein, fordert die Senioren-Union.

Tatsächlich setzt sich hier der traurige Trend der vergangenen Jahre fort, die Interessen älterer Menschen, die keine Lobby mehr haben, bei wichtigen Entwicklungen und Entscheidungen hinten zu stellen. Es sei etwa an die Heimbewohner erinnert, deren soziale Kontakte während der Pandemie teilweise komplett zum Erliegen kamen. Diese wie jüngere Generationen wenigstens über Handy und Internet zu pflegen, blieb den meisten verwehrt. Oder an die immer autofeindlichere Verkehrspolitik, die für die Umwelt gut sein mag, für Ältere und Gebrechliche, die aufs Auto angewiesen sind, aber den Alltag weiter erschwert. Das teure Digitalticket ist da nur das saure Sahnehäubchen auf dem Immobilitätskuchen.

Leserbriefe

Klare Worte zu einem „Irrweg“

Zu „Vatikan gegen Synodalen Weg“ in Nr. 4:

Endlich mal ein klares Wort vom Vatikan zum Synodalen Weg in Deutschland! Dieses Reformprojekt ist ein Irrweg in Bezug auf unseren Glauben. Mit der von den Projektteilnehmern angestrebten Bildung eines Synodalen Rats soll weiter manifestiert werden, dass sich die Kirche und unser Glaube ändern müssen und sich an unsere moderne, gottlose Zeit anpassen müssen. Damit werden Tatsachen unseres Glaubens in Frage gestellt. Das dürfen Deutschlands Bischöfe – und zwar alle, nicht nur die fünf genannten – nicht zulassen.

Ein Großteil der Bischöfe scheint mir von der allgemeinen, öffentlichen, schlechten Presse-darstellung der ganzen Kirche schon „weich gekocht“ zu sein. Ich bitte alle Bischöfe und Teilnehmer am Synodalen Weg, die die 2000-jährige Geschichte unseres Glaubens bewahren wollen:

Lassen Sie sich von Leuten nicht verleiten, die meinen, weniger Menschen werden die Kirche verlassen, wenn sie „moderner“ wird. Steigen Sie aus diesem Irrweg aus!

Vertrauen in die bestehende Kirche werden wir nur durch transparente und vollständige Verfahren und Aufarbeitung der Missbrauchsfälle und ausreichende Entschädigungen und von der Kirche bezahlte, psychologische Hilfen bekommen. Ohne Ausnahmen! Ein klares Schuldbekenntnis wurde ja schon mehrmals von Rom und den Bischöfen abgegeben. Hier liegt Potenzial für Rückkehrer, die in der Kirche beheimatet waren und denen von kirchlichem Personal Schaden zugefügt wurde. Sie müssen sehen, dass sie ernst genommen werden.

Kein Potenzial sehe ich bei Menschen, die einen Freibrief zur Veränderung der Kirche verlangen. Diese sollten ihren Glauben mal ernsthaft auf der Basis des Evangeliums hinterfragen und nicht darüber nachdenken, wie sie das Evangelium und die



▲ Bischof Georg Bätzing übergibt Papst Franziskus beim Ad-limina-Besuch der deutschen Bischöfe in Rom ein Dokument. Foto: KNA

Lehre der Kirche so verbiegen können, dass es ihnen passt.

Ludwig Kropf, 93326 Abensberg

Am Beginn des synodalen Prozesses in Deutschland hat Papst Franziskus die Vordringlichkeit der Neuevangelisierung, der Ausrichtung der Kirche am Wort Jesu, angemahnt. Die synodale Mehrheit hat das Anliegen des Papstes in ein Strukturvorhaben umgebogen. Sie will neue Leitungsstrukturen der Kirche in Deutschland bilden. Ein Synodaler Rat soll diese vorbereiten.

Eine Anfrage deutscher Bischöfe in Rom wurde vom Kardinalstaatssekretär Parolin, sowie von den Kurienkardinalen Ladaria und Quellet beantwortet und die Antwort von Papst Franziskus approbiert. In der Antwort macht Papst Franziskus deutlich, dass weder der Synodale Weg noch eine nationale Bischofskonferenz befugt sind, ein derartiges Gremium einzurichten. Kein Bischof sei verpflichtet, an einem

solchen Synodalen Ausschuss mitzuwirken.

Das Forum Deutscher Katholiken erinnert an die Glaubensaussage des Zweiten Vatikanischen Konzils (LG 23): „Der römische Bischof ist als Nachfolger Petri das immerwährende sichtbare Prinzip und Fundament für die Einheit der Bischöfe wie der Gläubigen insgesamt.“ Das Forum Deutscher Katholiken dankt dem Erzbischof von Köln sowie den Bayerischen Bischöfen von Augsburg, Eichstätt, Passau und Regensburg, die diese Klarstellung herbeigeführt haben.

Prof. Dr. Hubert Gindert, Vorsitzender des Forums Deutscher Katholiken, 86912 Kaufering

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, ist offenbar unbelehrbar. Er will trotz Absagen aus Rom an seinen Plänen festhalten. Was mich am meisten stört, ist, dass er im Synodalen Weg mit Menschen kollaboriert, die in leitenden Funktionen von wichtigen katholischen Laiengremien stehen, obwohl sie die Tötung ungeborener Kinder befürworten bzw. fördern. Ich nenne nur zwei Namen: Irme Stetter-Karp und Maria Flachsbarth.

Frau Stetter-Karp fordert „flächen-deckende“ Abtreibungsmöglichkeiten,

Frau Flachsbarth hat als Staatssekretärin die Abtreibungsorganisation „She Decides“ unterstützt. Das stört Bischof Bätzing anscheinend nicht. Er hätte sich längst von diesen Damen distanzieren und ihren Rücktritt fordern müssen. Durch sein Verhalten erklärt er sich mit ihrer Abtreibungsmentalität einverstanden.

Er aber glaubt, berechtigt zu sein, mit dem Finger auf andere Bischöfe zu zeigen, die Sexualstraftäter nicht gleich an den öffentlichen Pranger gestellt haben. Abtreibung ist meines Erachtens ein viel schlimmeres Vergehen als das dieser Bischöfe. Denn dabei handelt es sich um die Massentötung ungeborener Kinder, nicht „nur“ um vergleichsweise wenige, sicher aber auch schlimme Sexualvergehen. Für mich ist Bischof Bätzing als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz untragbar geworden.

Ludwig Geiger, 92237 Sulzbach-Rosenberg

Seit geraumer Zeit beobachte ich, wie Bischof Bätzing den Ungehorsam gegenüber Rom praktiziert. Er stellt die Kirche nicht auf die Füße, sondern auf den Kopf. Wenn er die Anordnungen aus Rom nicht akzeptieren will, soll er doch seinen Hut nehmen und zu den evangelischen Christen gehen. Dort findet er alles, was er haben möchte.

Marianne Knuf, 46397 Bocholt

Wie lange dauert es noch, bis Bischof Bätzing und ein Großteil unserer Hirten begreifen, dass es keinen Alleingang des deutschen „Irrwegs“ gibt? Er führt zu noch mehr Spaltung und Verunsicherung unter den Gläubigen, aber nicht zur Glaubensvertiefung. Er verschlingt Unsummen unserer Kirchengelder, die man für wertvollere und nützlichere Zwecke verwenden sollte.

Wo bleiben hier Demut, Einsicht, Gehorsam? War die Stimme unseres Heiligen Vaters noch nicht deutlich genug? Sicher könnte der Heilige Geist vieles ändern und zum Guten lenken, wenn wir ihn nur inständig darum bitten.

Elisabeth Löser, 97265 Hettstadt

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Siebter Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr A

Erste Lesung

Lev 19,1–2.17–18

Der HERR sprach zu Mose: Rede zur ganzen Gemeinde der Israeliten und sag zu ihnen: Seid heilig, denn ich, der HERR, euer Gott, bin heilig. Du sollst in deinem Herzen keinen Hass gegen deinen Bruder tragen. Weise deinen Mitbürger zurecht, so wirst du seinetwegen keine Sünde auf dich laden. An den Kindern deines Volkes sollst du dich nicht rächen und ihnen nichts nachtragen. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich bin der HERR.

Zweite Lesung

1 Kor 3,16–23

Schwestern und Brüder! Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Wer den Tempel Gottes zerstört, den wird Gott zerstören. Denn Gottes Tempel ist heilig und der seid ihr. Keiner täusche sich selbst. Wenn einer unter euch meint, er sei weise in dieser Welt, dann werde er tö-

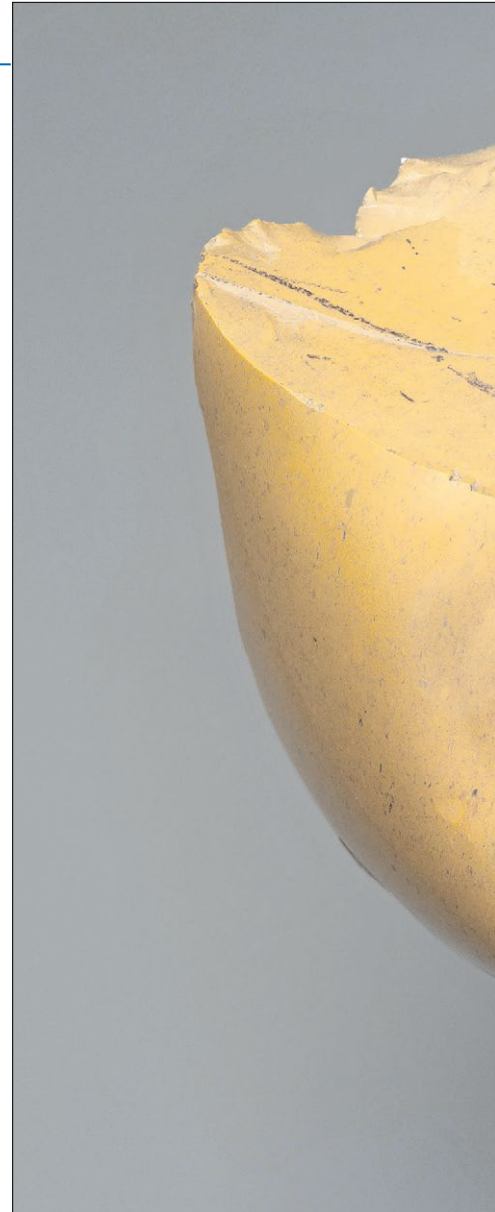
richt, um weise zu werden. Denn die Weisheit dieser Welt ist Torheit vor Gott. In der Schrift steht nämlich: Er fängt die Weisen in ihrer eigenen List. Und an einer anderen Stelle: Der Herr kennt die Gedanken der Weisen; er weiß, sie sind nichtig. Daher soll sich niemand eines Menschen rühmen. Denn alles gehört euch; Paulus, Apólos, Kephas, Welt, Leben, Tod, Gegenwart und Zukunft: Alles gehört euch; ihr aber gehört Christus und Christus gehört Gott.

Evangelium

Mt 5,38–48

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Auge für Auge und Zahn für Zahn. Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin! Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann lass ihm auch den Mantel!

Und wenn dich einer zwingen will, eine Meile mit ihm zu gehen, dann geh zwei mit ihm! Wer dich bittet, dem gib, und wer von dir borgen will, den weise nicht ab! Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel werdet; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten? Tun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßt, was tut ihr damit Besonderes? Tun das nicht auch die Heiden? Seid also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist!



Die Predigt für die Woche

Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein

von Wolfgang Thielmann

Verbietet Jesus den Krieg in der Ukraine? Verbietet er Waffenlieferungen an die Ukraine? Dürfen wir uns, Deutsche, Europäer, Christen, fremden Machtgelüsten nicht in den Weg stellen?



Und wer bringt die Soldaten in den ukrainischen und den russischen Schützengräben dazu, die Waffen hinzulegen und freundlich aufeinander zu- und dann nach Hause zu gehen?

Mein Bruder schenkte mir als Jugendlicher eine Postkarte mit dem Holzschnitt des Künstlers Otto Pankok „Christus zerbricht das Ge-

wehr“ von 1950. Da packt ein Hüne von Mensch mit einem Heiligenschein, der fast um die ganze Person geht, ein Gewehr und lässt es an seinem erhobenen Schienbein zersplittern. Der Holzschnitt entstand in der Zeit, als der zwei Jahre zuvor gegründete Ökumenische Rat der Kirchen noch unter dem Schrecken des Zweiten Weltkriegs eine Erklärung verabschiedete: Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein. Das war eine Soll-Vorschrift, würden Juristen sagen. Soll-Vorschriften formulieren Pflichten, die man erfüllen muss, wenn man kann.

Jesus formuliert keine Soll-Vorschriften. Er wirft sogar ein jüdisches Mäßigungsgebot über den Haufen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Das bedeutete: Wer verletzt wurde, soll nicht maßlos reagieren

und das Leben des anderen auslösen. Die Strafe darf nicht schwerer wiegen als das Vergehen. Jesus ist das zu wenig. Er verlangt, dass wir dem Täter entgegenkommen. Wir sollen die Versöhnung geradezu vorwegnehmen und den Kreislauf des Bösen durch Liebe beenden.

Damit stellt sich Jesus hinter Propheten des Alten Testaments wie Jesaja und Micha. Sie hatten in visionären Bildern eine Heilszeit beschrieben, in der kein Volk mehr gegen das andere Krieg führt und man die Schwerter in Pflugscharen umschmiedet.

„Schwerter zu Pflugscharen“ nannte sich die Friedensbewegung in der DDR, und auch sie berief sich auf die Vision der Propheten. Tatsächlich erlebten wir, dass der untergehende Staat der DDR keine

Waffen erhob. Wir dachten: Es geht also. Es geht aber nur, wenn auch der andere Frieden hält.

Deshalb weiß ich derzeit keine andere Lösung, als Waffen zu liefern, wenn Russland sich die Ukraine einverleiben will. Es darf sich nicht auszahlen, seine Macht mit menschenverachtender Gewalt auszudehnen. Dann ist jeder Friede dahin.

Im persönlichen Leben ist es leichter möglich, zu verzeihen statt zu vergelten, entgegenzukommen statt sein Recht zu erstreiten, und einen, der Böses tut, mit Gutem zu gewinnen. Ich will aber die Hoffnung bewahren, dass das auch auf den politischen Bereich ausstrahlt. Und dass auch dort Entgegenkommen versöhnen kann, wenn es nicht auf Kosten benachteiligter Menschen geht.



„Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin!“. Ruft Jesus zum Gewaltverzicht gegenüber Linkshändern auf? Eher dazu, nach dem besonders demütigenden Schlag mit dem Handrücken seine Würde wieder einzufordern. Foto: gem

Gebet der Woche

Schenke mir eine gute Verdauung, Herr, und auch etwas zum Verdauen.
Schenke mir Gesundheit des Leibes, mit dem nötigen Sinn dafür, ihn möglichst gut zu erhalten.

Schenke mir eine heilige Seele, Herr, die das im Auge behält, was gut ist und rein, damit sie im Anblick der Sünder nicht erschrecke, sondern das Mittel finde, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen.

Schenke mir eine Seele, der die Langeweile nicht fremd ist, die kein Murren kennt und kein Seufzen und Klagen, und lass nicht zu, dass ich mir allzu viel Sorgen mache um dieses sich breit machende Etwas, das sich „Ich“ nennt.

Herr, schenke mir Sinn für Humor, gib mir die Gnade, einen Scherz zu verstehen, damit ich ein wenig Glück kenne im Leben und anderen davon mitteile.

Nach Thomas H. B. Webb (1898 bis 1917), Gotteslob von 1975

Glaube im Alltag

von Abt Johannes Eckert OSB



Am Faschingswochenende möchte ich mit einem Witz beginnen: Ein Jockey gibt vor einem Pferderennen seinem Pferd immer ein kleines Stamperl Kirschegeist zu trinken, was zur Folge hat, dass die beiden nie gewinnen. Darauf angesprochen meint er: „Ums Gewinnen geht's uns nicht, aber am Start sind wir beiden immer die Lustigsten.“ Der Witz bringt es auf den Punkt: Um was geht es uns? Freilich ist es schön, erfolgreich zu sein, Ansehen zu genießen und Siege einzufahren. Aber ist das alles im Leben? Bestimmt nicht.

Die närrische Zeit vor der Fastenzeit ist eine gute Möglichkeit, andere Wertigkeiten zu setzen. An Fasching können wir, wenn wir uns verkleiden, in fremde Rollen schlüpfen und auf spielerische und lustige Weise etwas ausprobieren. Als Pirat kann ich zum Beispiel einmal der Böse sein, als Pippi Langstrumpf verrückte Sachen machen, als Kapitän sagen, wo's langgeht, oder als Glückspilz gute Laune versprühen.

Wie geht es mir damit? Ein Rollentausch hilft uns einerseits, ein Gespür für den anderen zu bekommen, andererseits aber auch, über uns selbst mehr zu erfahren. Es kostet ein wenig Mut, weil man sich bisweilen überwinden muss, kann dann aber viel Spaß machen.

Anscheinend hat Gott Freude am Rollentausch und am Experimentieren, wenn er Mensch wird, einer von uns, wie es in einem Weihnachtslied heißt: „Entäußert sich all seiner Gewalt, wird niedrig und ge-

ring, und n i m m t an eines Knechts Gestalt, der Schöpfer aller Ding.“ Doch damit nicht genug. Offenbar ist es dabei Gott ein Herzensanliegen, dass uns die Lebensfreude nicht ausgeht. Warum hätte sonst Jesus als erstes Zeichen seiner Herrlichkeit auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt? 600 Liter von besserer Qualität werden durch ihn der Hochzeitsgesellschaft nachgeliefert, so dass das Fest berauschend weitergehen kann.

Dieses Evangelium habe ich einmal mit Firmlingen betrachtet, und eine junge Frau meinte ein wenig moralisch: „Ich finde das unmöglich. Er hilft einer versoffenen Hochzeitsgesellschaft, die nach ein paar Tagen schon alles weggetrunken hat. Das kann doch nicht sein!“ Aber so ist es. Gott wird Mensch, vollzieht den Rollentausch, weil er uns Lebensfreude in Fülle schenken will, oder wie es Jesus selber sagt: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10).

Die Begegnung mit Jesus kann berauschend sein – wie die Liebe, wie der Sport, wie ein Fest, wie ein Sonnenuntergang und wie alles andere, das uns beglückt und glücklich macht. Und von daher kann es auch Lob Gottes sein, das heißt Dank für alle Lebensfreude, wenn wir nicht nur an Fasching zu den Lustigen gehören.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, siebte Woche im Jahreskreis

Sonntag – 19. Februar
Siebter Sonntag im Jahreskreis
Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlussegen (grün); 1. Les: Lev 19,1–2.17–18, APs: Ps 103,1–2.3–4.9–10.12–13, 2. Les: 1 Kor 3,16–23, Ev: Mt 5,38–48

Montag – 20. Februar
Messe vom Tag (grün); Les: Sir 1,1–10, Ev: Mk 9,14–29

Dienstag – 21. Februar
Hl. Petrus Damiani, Bischof, Kirchenlehrer
Messe vom Tag (grün); Les: Sir 2,1–11, Ev: Mk 9,30–37; **Messe vom hl. Petrus Damiani** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Mittwoch – 22. Februar
Aschermittwoch
Strenger Fast- und Abstinenztag
Messe vom Aschermittwoch, Prf Fastenzeit III oder IV (violett); 1. Les:

Joël 2,12–18, APs: Ps 51,3–4.5–6b.12–13.14 u. 17, 2. Les: 2 Kor 5,20–6,2, Ev: Mt 6,1–6.16–18

Donnerstag – 23. Februar
Hl. Polykarp, Bischof von Smyrna, Märtyrer
Messe vom Tag, Tagesgebet vom Tag oder vom hl. Polykarp (violett); Les: Dtn 30,15–20, Ev: Lk 9,22–25

Freitag – 24. Februar
Hl. Matthias, Apostel
Messe vom Fest, Gl, Prf Ap I, feierlicher Schlussegen (rot); Les: Ap 1,15–17.20ac–26, APs: Ps 113,1–2.3–4.5a u. 6–7, Ev: Joh 15,9–17

Samstag – 25. Februar
Hl. Walburga, Äbtissin von Heidenheim in Franken
Messe vom Tag, Tagesgebet vom Tag oder von der hl. Walburga (violett); Les: Jes 58,9b–14, Ev: Lk 5,27–32

Simon Petrus und seine Kathedra

Gedenktag

22.
Februar

Simon stammte aus Betsaida (Joh 1,44), sein Vater hieß Johannes (Joh 1,42; 21,15–17; Mt 16,17). Jesus gab ihm den Beinamen képa (aramäisch „Stein“: Joh 1,42). In allen vier Evangelien sind Szenen seines Lebens belegt. So liest man von seiner Berufung als einer der ersten Jünger (Mk 1,16–20 parr; Joh 1,35–42), seinem Messiasbekenntnis (Mk 8,27–30 parr; Joh 6,66–71), seinem Treueversprechen und der Voraussage seiner Verleugnung (Mk 14,26–31 parr; Joh 13,36–38) sowie von der Verleugnung selbst (Mk 14,54.66–72 parr; Joh 18,12.15–18.24–27). Nur bei den Synoptikern finden sich die Heilung seiner Schwiegermutter (Mk 1,29–31 parr), seine Auswahl als Teil der Zwölf (Mk 3,13–19 parr), seine Zeugenschaft der Verklärung gemeinsam mit zwei weiteren Jüngern (Mk 9,2–8) und der Hinweis auf den Besitzverzicht der Jünger (Mk 10,28–31 parr).

Im **Markusevangelium** repräsentiert Petrus die Gesamtheit der Jünger Jesu, am deutlichsten im Messiasbekenntnis, das aber verbunden ist mit der Leidensankündigung Jesu (Mk 8,27–33 parr). Das Markusevangelium verschweigt aber auch die Schwächen des Petrus (wie die der anderen Jünger) nicht: Petrus versteht nicht, warum Jesus leiden und sterben muss (Mk 8,31–33/Mt 16,21–23), er bekundet seine Treue (Mk 14,29/Mt 26,33), schläft aber, während Jesus in Todesangst betet (Mk 14,32–42 parr), und verleugnet ihn, als Jesus vor Gericht steht (Mk 14,66–72 parr). Von einem Engel wird Petrus mit den Jüngern nach Galiläa gewiesen, wo ihnen der Auferweckte erscheinen wird (Mk 14,28/Mt 26,32; Mk 16,7).

Das Messiasbekenntnis des Petrus wird im **Matthäusevangelium** (Mt 16,16–19) um die Aussage Jesu erweitert, dass das Bekenntnis auf einer Offenbarung des Vaters im Himmel beruhe, und um eine dreifache Verheißung: Auf Petrus, dem Felsen, werde die Kirche aufgebaut werden und sie werde nie zugrunde gehen; er werde die Schlüssel des Himmelreichs erhalten und könne somit den Menschen den Weg zum Himmel eröffnen. Und schließlich: Er werde die Binde- und Lösegewalt erhalten, das heißt, er könne Lehrinhalte für verbindlich erklären und solche ausschließen, die sich nicht daran halten.

Im **Lukanischen Doppelwerk** (Lukasevangelium und Apostelgeschichte) teilt Jesus dem Petrus beim Letzten Abendmahl mit, er habe für ihn gebetet, dass aufgrund der Passion sein Glaube nicht erlösche und er nach seiner Umkehr fähig werde, seine Brüder zu stärken. Der Glaube des Petrus ist also nicht sein Verdienst, sondern Frucht der Gnade Gottes. Diese Passage (Lk 22,32) entstammt lukanischem Sondergut. Nach lukanischem Sondergut (Lk 24,34) ist Petrus auch der Erste, dem der Auferstandene erschienen ist (vgl. 1 Kor 15,5).

Im ersten Teil der **Apostelgeschichte** (Kapitel 1–15) ist Petrus die Hauptperson bei der nachösterlichen Verkündigung. Das entspricht der Passage aus dem **Lukasevangelium** (Lk 5,1–11), in der Jesus die Menge vom Boot („Kirchenschiff“) des Simon aus lehrt. Petrus beginnt die Missionstätigkeit in Jerusalem unter den Juden (Apg 2,14 ff.). Zusammen mit Johannes vermittelt er den Neugetauften in Samarien durch die Handauflegung den Heiligen Geist und beginnt nach einer Vision in Cäsarea die Mission unter den Heiden. Auf dem sogenannten Apostelkonzil setzt er sich erfolgreich für die gesetzes- und beschneidungsfreie Mission unter den Heiden ein (Apg 15,6 ff.). Nach diesem letzten Auftritt beim Apostelkonzil tritt Petrus von der Bühne des Geschehens ab und macht Platz für Paulus.

Auch im **Johannesevangelium** ist Petrus der am häufigsten genannte Jünger. Aber seine Bedeutung wird hier relativiert durch den Jünger, den Jesus liebte (13,21–26; 20,1–10; 21,1–14.20–23). Im Nachtragskapitel (21,15–19) wird Petrus in Anlehnung an die dreimalige Verleugnung (Joh 18,15–18.25–27) dreimal nach seiner Liebe gefragt und beauftragt, an Jesu Stelle als Hirte der ihm anvertrauten Schafe zu wirken. Auch wird ihm vorausgesagt, dass er Gott durch sein Martyrium verherrlichen werde.

Die beiden **Petrusbriefe** benutzen den Namen des Petrus (1 Petr 1,1; 2 Petr 1,1), ähnlich wie die Deutero- (Eph; Kol) und Tritopaulinen (Pastoralbrief) den des Paulus, um die Autorität des Schreibens zu erhöhen – ein damals durchaus legitimes Mittel der christlichen Verkündigung.

Der Erste Petrusbrief ist an Christen in Kleinasien gerichtet und dient der Ermahnung und Ermutigung angesichts der von außen kommenden Bedrängnisse: Er ist auch Grundlage der Lehre vom allgemeinen Priestertum (1 Petr 2,4–10). Er wurde Anfang der 90er Jahre des ersten Jahrhunderts in „Babylon“ verfasst, einer Chiffre für Rom.

Der Zweite Petrusbrief ist an dieselbe Leserschaft gerichtet. Er lehnt sich an den Judasbrief an, auch er will den Glauben stärken und warnt vor Irrlehrern. Er ist um 120 n. Chr. entstanden und somit das jüngste Dokument des Neuen Testaments.

Das **Fest der Kathedra Petri** („Petri Stuhlfeier“), das am 22. Februar begangen wird, knüpft ursprünglich an den Brauch der Katakombenzeit an, bei Leichenmählern einen Sitz für den Verstorbenen aufzustellen. Als Apostelfest thematisiert es aber auch die Lehr- und Hirtengewalt des Petrus und wurde später als Feier des Amtsantritts Petri als Bischof von Rom gedeutet.

Abt em. Emmeram Kränkl OSB



▲ Holzkulptur des Petrus, 15. Jahrhundert, The Metropolitan Museum of Art, New York. Foto: gem

Was bedeutet Simon Petrus für uns heute?

In den Evangelien wird Simon Petrus bewusst in seiner Schwachheit dargestellt: Er möchte in seinem Unverständnis Jesus vom Leiden abhalten, schläft ein, als er Jesus am Ölberg stützen soll, versagt jämmerlich bei der Gefangennahme Jesu. Und gerade ihn bestellt Jesus zum Fels und Hirten seiner Kirche. An ihm wird wahr, was Paulus im Ersten Korintherbrief (1,27–29) so ausgedrückt hat: „Das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen. Und das Niedrige in der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt: das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zu vernichten, damit kein Mensch sich rühmen kann vor Gott.“

EIN JAHR UKRAINE-KRIEG

„Sanktionen sind keine Lösung“

Der österreichische Journalist Christian Wehrschütz verfolgt den Konflikt aus Kiew

KIEW – Seit einem Jahr, seit dem 24. Februar 2022, führen russische Truppen Krieg gegen die Ukraine. Christian Wehrschütz berichtet für den Österreichischen Rundfunk ORF aus Kiew. Im Exklusiv-Interview spricht der 61-Jährige über Putins Ziele, Sinn und Unsinn der Sanktionen gegen Russland und die westlichen Waffenlieferungen.

Herr Wehrschütz, welche Bilanz ziehen Sie nach einem Jahr Ukraine-Krieg?

Ich war nicht überrascht, wie heldenhaft, mutig und tapfer die ukrainischen Soldaten gekämpft haben, aber ich war höchst überrascht, wie stümperhaft der russische Angriffsplan war. Aus einem Versuch eines Blitzkriegs wurden ein Stellungs- und vor allem ein Abnutzungskrieg. Das ist zum Beispiel wie bei einem Boxkampf, wo einer die eine und der andere eine andere Runde gewinnt. Aber es ist noch keine Entscheidung in diesem Krieg gefallen.

Welche Ziele verfolgen die Präsidenten Wladimir Putin und Wolodymyr Selenskyj?

Putin verfolgt, so glaube ich, nach wie vor sein grundlegendes Kriegsziel. Das ist die Ausschaltung der Ukraine als westlicher geopolitischer Faktor. Ich glaube, das ist ein ganz entscheidender Punkt. Der zweite ist, wenn man sich Putins Artikel und Aussagen zur Ukraine durchliest, dann ist klar, dass dieses Land für Putin extrem wichtig ist für die gesamte russische Geschichte, wie er sie sieht.

Wir haben hier ein grundlegendes Missverständnis, auch im Westen. Offensichtlich ist für Putin und für gute Teile der russischen Elite die Ukraine als eigenständige Nation nicht denkbar oder nicht vorstellbar. Zweitens geht es darum, zu verhindern, dass sie ein westliches Bollwerk vor der russischen Haustür wird. Das sind nach wie vor die Grundziele, die Wladimir Putin verfolgt – bei aller Vorsicht, denn wir sind hier viel zu weit weg, um das wirklich im Detail wissen zu können.

Wolodymyr Selenskyj verfolgt das Ziel, dass die Ukraine als Staat so gut und so konsolidiert wie möglich überlebt. Daher verfolgt er das zweite Ziel, den Westen immer stärker in den Konflikt hineinzuziehen. Für ihn ist klar, dass er ohne westliche



ORF-Korrespondent Christian Wehrschütz (siehe auch kleines Bild) fotografiert ukrainische Soldaten auf einem zerstörten Panzer.

Fotos: ORF, C. Stadler/Bwag/CC-BY-SA-4.0

Hilfe nicht überleben kann. Hier verfolgen der Westen und die Ukraine unterschiedliche Ziele, denn im Westen ist es klar, wie brandgefährlich es ist, wenn es zu einer direkten Konfrontation zwischen der Nato und Russland käme.

Kann Kiew dem Angreifer noch lange widerstehen?

Wie lange Kiew entgegenhalten kann, wird vor allem von westlicher Hilfe abhängen. Man darf nicht vergessen, dass bevölkerungsmäßig und von der Rüstungsindustrie her Russland viel größer und stärker ist.

Kann eine völlige Erschöpfung auf beiden Seiten dem Krieg ein Ende bereiten?

Eine Erschöpfung beider Seiten ist nicht erkennbar. Jetzt haben wir offenbar die Situation, dass Russland glaubt, gewinnen zu können. Die Ukraine verkauft diese Grundtheorie auch, aber im schwächeren Ausmaß. Der Ukraine geht es auch darum zu sagen: „Wir können nicht verhandeln und keine territorialen Zugeständnisse machen, weil es so viele Opfer gegeben hat.“ Ich glaube, das wäre ausgesprochen unpopulär unter der ukrainischen Bevölkerung. Ein Kriegsende ist derzeit auf keinen Fall absehbar.

Schneiden sich die EU und der Westen durch die Sanktionen gegen Russland nicht ins eigene Fleisch?

Natürlich treffen die Sanktionen auch die europäische Wirtschaft. Die Sanktionen führen dazu, dass die europäische und die russische Wirtschaft in einem enormen Ausmaß entflochten werden. Das Entscheidende ist aber die Frage, was die Hoffnung war, die mit den Sanktionen verbunden war. Natürlich treffen die Sanktionen die russische Wirtschaft – und das nach seriösen Studien stärker als es makro-ökonomische Daten zeigen.

Aber: Die Sanktionen haben bisher nicht dazu geführt, dass Russland in seiner Fähigkeit, einen Krieg zu führen, sichtbar oder spürbar geschwächt würde. Es gibt auch viele Umgehungen von Sanktionen, etwa dadurch, dass man Haushaltsartikel wie Kühlschränke, Waschmaschinen und elektrische Zahnbürsten in Nachbarstaaten oder über die Türkei nach Russland exportiert, weil dort auch Mikrochips vorhanden sind, die man für die Waffenindustrie verwenden kann.

Auch andere Artikel werden durch Sanktionsbrecher exportiert. Nehmen Sie beispielsweise den Iran, der seit Jahrzehnten unter Sank-

tionen ist und nach wie vor Kampf-drohnen baut. Untersuchungen haben gezeigt, dass von 50 Teilen 21 aus den USA stammen. Sanktionen haben jedenfalls nicht dazu beigetragen, die Fähigkeit Russlands zu schwächen, einen Krieg zu führen. Insofern sind Sanktionen keine Lösung für das Kriegsproblem.

Würde das Einstellen westlicher Waffenlieferungen einer ukrainischen Kapitulation gleichkommen?

Ohne westliche Waffenlieferungen kann die Ukraine nicht durchhalten, das ist klar. Dabei geht es nicht nur um Waffenhilfe, sondern um ganz andere Formen der Hilfe: die Aufklärung des Gegners durch US-Hilfe sowie die massive finanzielle Hilfe der EU und ihrer Mitglieder. Das Tragische ist, dass die Waffenhilfe immer sehr spät kam. Es geht nicht nur um die Menge, sondern auch um den Zeitfaktor, wie rasch die Ukraine wie viele Panzer bekommt, um ein Beispiel zu nennen.

Interview: Andreas Raffener

Information

Das ungekürzte Interview mit Christian Wehrschütz lesen Sie im Internet unter www.katholische-sonntagszeitung.de und www.bildpost.de.

VON GLAUBE UND WISSENSCHAFT BEFLÜGELT

Die Sonne im Zentrum der Welt

Vor 550 Jahren wurde der deutsche Astronom Nikolaus Kopernikus geboren



▲ In der Dauerausstellung des Frauenburger Kopernikus-Museums auf dem Domberg hängt diese Kopie von Jan Matejkos Monumentalgemälde „Der Astronom Kopernikus oder ein Gespräch mit Gott“ (im Bild ein Ausschnitt). Das 1873 geschaffene Original hängt in der Aula der Krakauer Jagiellonen-Universität. Dort studierte Kopernikus Geisteswissenschaften. Fotos: Thiede

THORN – Am 19. Februar 1473 erblickte Nikolaus Kopernikus im heute polnischen Thorn (Toruń) das Licht der Welt. Der Astronom revolutionierte mit seinem heliozentrischen System das Weltbild der Menschheit. Bis dahin glaubte die an das geozentrische System.

Dieses erklärte die Erde zum unbeweglichen Mittelpunkt des Weltalls, um den sich die Sonne und alle anderen Himmelskörper bewegen. Kopernikus aber verkündete, dass sich die Erde um sich selbst dreht und dabei wie die anderen Planeten um die Sonne kreist. Anlässlich des 550. Geburtsjubiläums hat Polen das Kopernikusjahr ausgerufen. Die Spuren des Kopernikus reichen vom Taufbecken im Thorner Dom bis zum Grab im Dom von Frauenburg (Frombork).

Sein wahrscheinliches Geburtshaus steht in der heutigen Kopernikusstraße. Das aus Backstein erbaute gotische Stufengiebelhaus und das Nachbarhaus beherbergen das Nikolaus-Kopernikus-Museum. Es vermittelt astronomisches Wissen, stellt Thorn vor und macht den Besucher mit Kopernikus bekannt.

Sein mit Barbara Watzenrode verheirateter Vater Niklas war Kaufmann. Nach dem frühen Tod der Eltern übernahm Nikolaus' Onkel, der ermländische Bischof Lukas Watzenrode, die Vormundschaft.

Er finanzierte die Ausbildung seines Neffen an den Universitäten von Krakau, Bologna, Padua und Ferrara. Überdies verschaffte er ihm die einträgliche Mitgliedschaft im ermländischen Domkapitel.

Michał Kłosiński, Direktor des Kopernikus-Hauses, kuratiert die an diesem Samstag im Altstädtischen Rathaus von Thorn startende Sonderschau „Das lesenswerteste aller Bücher“. Im Mittelpunkt steht das Hauptwerk von Kopernikus: „De revolutionibus orbium coelestium“ (Über die Kreisbewegungen der Himmelsbahnen). Kopernikus schrieb über „diese meine Nachtarbeit“: „Was gibt es Schöneres als den Himmel (...), von Philosophen aufgrund seiner außerordentlichen Herrlichkeit sichtbare Gottheit genannt.“

Angst vor Spott

Am Manuskript arbeitete er über Jahrzehnte, wollte es aber aus Angst vor Spott nicht veröffentlichen. Der Wittenberger Professor Georg Rheticus begab sich 1539 nach Frauenburg und überzeugte Kopernikus von der Notwendigkeit der Veröffentlichung. Rheticus brachte eine Abschrift des Manuskripts dem Nürnberger Buchdrucker Johannes Petreius. Die Überwachung des Drucks vertraute Rheticus dem Nürnberger Reformator Andreas

Osiander an. Der jedoch verfasste anonym ein Vorwort, dass die Ausführungen über das heliozentrische System bloße Hypothesen seien.

Zu den Besitzern des Erstdrucks von 1543 gehörte Johannes Kepler (1571 bis 1630). Er war einer der ersten Wissenschaftler, die das heliozentrische System als physikalische Realität anerkannten. Zu den Glanzstücken der Thorner Sonderschau gehören Exemplare der Erstausgabe, die handschriftliche Randnotizen berühmter Astronomen aufweisen.

Die meiste Zeit seines Lebens verbrachte Kopernikus im Ermland. Er verließ 1503 Italien und begab sich zu seinem Onkel, der als Bischof in Heilsberg (Lidzbark Warmiński) residierte. Bis 1510 arbeitete er als dessen Sekretär und Leibarzt, bevor er seinen Dienst als Domherr in Frauenburg aufnahm.

Seit 1466 stand das zuvor zum Machtbereich des Deutschen Ordens gehörende Ermland unter der Schutzherrschaft des polnischen Königs, wurde

jedoch vom Bischof regiert. Der überließ drei der ermländischen Bezirke, „Ämter“ genannt, dem Domkapitel zur wirtschaftlichen Nutzung. Kopernikus hatte von 1516 bis 1519 die Aufgabe, diese Besitzungen des Domkapitels zu verwalten. Sein Amtssitz war das Schloss von Allenstein (Olsztyn). Anschließend kehrte er nach Frauenburg zurück.

Da der Ort jedoch 1520 im sogenannten „Reiterkrieg“ zwischen Polen und dem Deutschen Orden auf Befehl des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg-Ansbach zerstört wurde, ging Kopernikus erneut nach Allenstein. Erfolgreich organisierte er die Verteidigung der Stadt gegen die Ordensritter. Deren preußisches Ordensgebiet bestand übrigens nicht mehr lange. Denn Albrecht von Brandenburg-Ansbach wandelte es 1525 in das weltliche Herzogtum Preußen um. Dem polnischen König schwor er den Treueid. Anschließend führte er die Reformation in seinem Herzogtum durch.

Relikte einer Versuchstafel

Im Schloss von Allenstein ist das Museum für Ermland und Masuren untergebracht. Über dem Eingang zur ehemaligen Amtswohnung von Kopernikus sind Relikte einer ihm zugeschriebenen astronomischen Versuchstafel erhalten.

Am 21. März wird in den ehemaligen Wohnräumen eine Sonderausstellung zu Ehren des Astronomen eröffnet.



► In Allenstein erinnert diese von Urszula Szmyt entworfene Bronzefigur an Kopernikus. Es soll Glück bringen, sich auf deren Schoß zu setzen und die Nase zu berühren.



▲ Kopernikus erhielt 2010 im Frauenburger Dom neben dem vierten Seitenaltar rechts ein Grabmal. Durch die in den Boden eingelassene Glasplatte kann man seinen Sarg sehen.

Museumsdirektor Piotr Zuchowski erklärt das Nachdenken über die Zeit zum Leitmotiv der Ausstellung. Besondere Attraktion aber ist das einzige in Polen erhaltene Buch aus dem Besitz von Kopernikus. Auf einigen Seitenrändern hat er medizinische Rezepte notiert.

Frauenburg liegt am Frischen Haff. Auf einer Anhöhe ragt die fromme Domfestung aus Backstein auf. Im ehemaligen Bischofspalast ist das Kopernikus-Museum eingerichtet. Der Namensgeber tritt als Domherr, Verwalter, Arzt, Reform des Münzwesens und Astronom auf. Seine Himmelsbeobachtungen machte er mit dem bloßen Auge. Fernrohre gab es noch nicht. Die Nachbauten seiner astronomischen Instrumente sind ausgestellt: Quadrant, Dreistab und Armillarsphäre.

Bischof Tiedemann Giese (1480 bis 1550) zufolge starb Kopernikus, kurz nachdem ein Druckexemplar seines „De revolutionibus“ bei ihm eingetroffen war, am 24. Mai 1543. Das Datum wird heute bezweifelt, da sein Amtsnachfolger bereits am 21. Mai in Frauenburg ankam. Das Manuskript seines Hauptwerks vermachte er seinem Freund Giese. Es wird in Krakau aufbewahrt.

Kopernikus wurde anonym im prachtvoll ausgestatteten Dom beerdigt. Seine vermutlichen sterbliche Überreste fanden Archäologen 2005. Nach eingehender Untersuchung und kriminaltechnischer Gesichtskonstruktion fand ihre feierliche Beisetzung 2010 statt. Einen Grabstein hat er nun auch. Als sein Todestag ist auf diesem der 21. Mai 1543 angegeben. *Veit-Mario Thiede*

INTERVIEW

„Bin mit mir im Reinen“

Alt-Bundespräsident Horst Köhler begeht 80. Geburtstag

BERLIN (KNA) – Horst Köhler, von 2004 bis 2010 neunter Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, wird am 22. Februar 80 Jahre alt. Im Interview blickt er auf seinen überraschenden Rücktritt als Bundespräsident zurück und spricht über Afrika, die aktuellen Klimaproteste und seinen Glauben, der ihm Halt gibt.

Herr Bundespräsident, wenn Sie auf Ihren Rücktritt zurückblicken: Was ist heute Ihr Fazit?

Man muss wissen: Mich hatten Aussagen deutscher Soldaten in Masar-i-Scharif in Afghanistan sehr bewegt. Beim Rückflug wurden dann meine Äußerungen zur Wehrfähigkeit einer Nation von deutschen Politikern als „Kanonenbootpolitik“ oder „Unkenntnis des Grundgesetzes“ diffamiert. Für mich stellte sich die Frage, wie weit eine Schlammschlacht gehen kann, ohne das höchste Staatsamt zu beschädigen. Ich habe mich nie über den Schritt gefreut. Aber ich bereue ihn nicht und bin mit mir im Reinen.

Ihr besonderes Augenmerk gilt Afrika. Wie bewerten Sie Europas Afrikapolitik?

Kein anderer Kontinent wird für die Zukunft Europas wichtiger sein als Afrika. Er kann uns bei der Lösung vieler Probleme helfen: saubere Energie, Arbeitskräfte, Absatzmärkte, Investitionsmöglichkeiten und Partner in einer multilateralen Welt. Ein Scheitern Afrikas birgt hingegen ungeahnte Risiken gerade für den Nachbarn Europa und nicht zuletzt Deutschland.

Angesichts der jungen Bevölkerung und der Bodenschätze kann er hingegen zum neuen Wachstumspol der Weltwirtschaft werden. Deshalb freue ich mich, dass Bundesentwicklungsministerin Svenja Schulze eine Neuausrichtung der Afrikapolitik vorgelegt hat, auch wenn ich eine Verzahnung mit Außen-,

Sicherheits- und Wirtschaftspolitik vermisst. Leider hat die deutsche Wirtschaft den Kontinent bisher sträflich vernachlässigt.

Sie haben sich besonders für die globalen Entwicklungsziele starkgemacht: Gesundheit und Bildung für alle Menschen bis 2030. Sind die Ziele noch realistisch?

Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine fordert zu Recht unsere volle Aufmerksamkeit. Er darf aber nicht davon ablenken, dass Armut auf der Welt, Mangel an Bildungschancen und Klimawandel existenzielle Herausforderungen bleiben. Und bei aller Reformnotwendigkeit der Vereinten Nationen: Sie sind das geeignete und umfassende Forum für internationalen Dialog und Zusammenarbeit. Für die notwendige große Transformation ist aber nicht nur die Politik gefragt, sondern alle in Wirtschaft und Gesellschaft müssen daran mitwirken.

Ein weiteres Anliegen ist der Klimaschutz. Haben Sie Verständnis für die derzeitigen Klimaproteste?

Die Ungeduld, ja den Unmut der jungen Generation kann ich gut verstehen, auch wenn sich der Protest im Rahmen der Rechtsordnung bewegen sollte. Politik und Wirtschaft müssen sich vorwerfen lassen, dass sie die Gefahren trotz aller Warnun-

gen lange ignoriert haben und oft nur halbherzig angehen.

Welche Rolle kommt Glaubensgemeinschaften gesellschaftspolitisch zu?

Sie sind ein Schlüssel für den Zusammenhalt. Der Mensch hat eine Sehnsucht nach dem, was über die Welt hinausweist. Und darauf versuchen die Kirchen Antworten zu geben. Gleichzeitig sollten sie Orte sein, wo die alltäglichen Sorgen und Nöte der Menschen zur Sprache kommen – und auch die Hoffnung. Das gilt nicht zuletzt für die Jugendarbeit. Als Flüchtlingskind hat mir zum Beispiel der Konfirmandenunterricht viel gegeben. Hier begegnete ich erstmals sozialen Themen zu Frieden und Gerechtigkeit, zu denen wir diskutiert haben.

Was bedeutet Christsein für Sie?

Zu meiner Lebenswelt als Kind gehörte Kirche selbstverständlich mit dazu. Meine Mutter, deren Glaube in einer tiefen Volksfrömmigkeit wurzelte, hat mir ein ganz elementares Wissen vom Wesen des Christentums vermittelt. Meine Geschwister und ich wurden von der Mutter zu den Feiertagen an Ostern und Weihnachten herausgeputzt. Gemeinsam besuchten wir als Familie den Gottesdienst. Diese Erinnerungen möchte ich nicht missen. Und was mir am Glauben wichtig geworden ist, versuche ich an meine Kinder und Enkel weiterzugeben.

Was war Ihnen am Glauben in den hohen Ämtern wichtig?

Ich hatte immer erfüllende Aufgaben, die mich wirklich gefordert haben. Da gibt es Entscheidungen, die mit Risiko verbunden sind. Gerade in solchen Situationen hat mir der Glaube Kraft gegeben, ganz im Sinne meines Konfirmandenspruchs: „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.“ (Psalm 68,20)

*Interview:
Christoph Scholz und
Michael Kinnen*



Alt-Bundespräsident Horst Köhler beim Interview.

VOR 80 JAHREN HINGERICHTET

Sie handelten aus dem Glauben

Ein katholischer Blick auf die Geschwister Scholl und die „Weiße Rose“

MÜNCHEN – Wenn ein verbrecherisches System an der Macht ist, reicht es nicht, wenn sich nur das Gewissen auflehnt. Für die Mitglieder der „Weißen Rose“, deren Hinrichtung sich dieser Tage zum 80. Mal jährt, war klar, dass ein aktives Handeln nötig ist: Widerstand. Dieser Antrieb kam bei Hans und Sophie Scholl, Alexander Schmorell, Kurt Huber, Christoph Probst und Willi Graf aus dem christlichen Glauben.

Initiator der Widerstandsgruppe war Hans Scholl. Den symbolträchtigen Namen wählte er wohl nicht nur, weil er den in Mexiko spielenden Indianer-Roman „Die Weiße Rose“ von B. Traven schätzte, sondern auch, weil jene Blume in der Symbolsprache für Unschuld und Treue steht. Vielleicht bedachte der Marienverehrer Hans Scholl auch, dass die Muttergottes als „mystische Rose“ bezeichnet wird und zu Füßen mancher Mariendarstellung weiße Rosen zu finden sind.

Maria, Rose der Höh'

Scholls Werke der Marien-Lyrik, die der evangelische Pfarrer Robert Zoske dem Vergessen entriss, sind beachtenswert – erst recht für einen lutherisch erzogenen jungen Mann. Am 12. Mai 1938 schrieb Hans: „Maria – Königin, du Starke – du tief in Gott verschmolzene Rose der Höh', lass uns dich grüßen. So wie wir dich erahnen in unseren engen Bahnen voll Erdentand, so wie uns Gott dich gläsernes Gefäß, dich zarten, zerbrechlichen Kristall legt in die Hand.“

Als für die freiheitsliebenden und fest im christlichen Glauben verwurzelten Studenten Sophie und Hans Scholl die Vollstreckung der Todesstrafe bevorstand, überlegten sie ernsthaft, sich durch den katholischen Gefängnispfarrer vorbereiten zu lassen – obwohl sie protestantisch getauft waren. Sie meinten, dass sie nicht durch einen Geistlichen, „der nazistisch ist“, auf den Tod vorbereitet werden wollten.

Für die Sakramente der katholischen Kirche hätten sie sich freilich rasch für die Konversion zum Katholizismus aussprechen müssen. Dazu kam es aber nicht mehr. So wurden die Geschwister durch den evangelischen Gefängnispfarrer Karl Alt in den Tod begleitet. Auf Hans'



◀ „Freiheit“ war das zentrale Anliegen der Widerstandsbewegung „Weiße Rose“. An der Grab- und Gedenkstätte auf dem Friedhof am Perlacher Forst in München ist dies kenntlich gemacht durch ein steinernes Schriftband.

Foto: KNA



▲ Bezahlen ihren friedlichen Widerstand gegen die Nazis mit dem Leben: Sophie Scholl und ihr Bruder Hans handelten aus christlicher Überzeugung.



Wunsch hin betete er mit ihm das Hohelied der Liebe und den 90. Psalm. Sodann bekam er das Abendmahl gereicht, das er in seinem letzten Brief an die Eltern „das Heilige Sakrament“ nannte.

Ein großer Trost

Seine tiefe Religiosität, die ihm gerade in seinen letzten irdischen Stunden ein großer Trost war, beruhte wohl auf ergreifenden Kirchgängen mit seinen Mitverschwörern. So nahm ihn Alexander Schmorell in russisch-orthodoxe Gottesdienste mit und der zweifache Vater Kurt Huber in die Heiligen Messen. Schmorell und Huber starben am 13. Juli 1943 unterm Fallbeil.

Musikwissenschaftler Huber war Professor an der Universität München. Vor Gericht verteidigte er standhaft seine sittlichen Grundsätze und damit die Ablehnung der

NS-Ideologie. Während der Zeit zwischen dem Todesurteil durch Richter Roland Freisler und der Urteilsvollstreckung meditierte und betete er. Seine katholischen Überzeugungen kommen in seinem letzten Brief zum Ausdruck, den er an seine Frau und die Kinder richtete.

„Stell Dich mit den Kinderlein unter das Kreuz, alles andere wird Euch hundert- und tausendfach werden. Und seid stolz, daß Ihr Euren Anteil trägt im Kampf um ein neues Deutschland“, schrieb Huber. „Herr, o Herr, ich bin bereit, reis' an Deiner Freundeshand fröhlich in die Ewigkeit! Segne unser deutsches Vaterland, segne Frau und Kinder mein, tröste sie in aller Pein, schenk den Liebsten Du hienieden Deiner Liebe Gottesfrieden!“

Zusammen mit den Geschwister Scholl starb am 22. Februar 1943 Christoph Probst. Bis kurz vor seinem Tod war der Medizinstudent

konfessionslos. Seine Eltern meinten, dass sich die Kinder später selbst ihre Religion aussuchen sollten. Bei der Verhaftung Hans Scholls fand die Gestapo einen letzten Flugblattentwurf, der nicht Hans' Schriftbild entsprach. Die gleiche Handschrift fand man auf Briefen, die Probst als Verfasser auswies.

Nach dem Todesurteil auch für ihn bat der dreifache Familienvater um einen Priester, um sich nun, nachdem er sich schon länger mit dem Christentum auseinandergesetzt hatte, taufen zu lassen. Er wollte als Katholik ins Himmelreich eingehen. Zwischen seinem Todesurteil und der Vollstreckung lagen nur wenige Stunden, so dass seine Frau sogar erst nach der Hinrichtung von seiner Verurteilung erfuhr.

Ein einziger Weg zu Gott

Da der Gefängnispfarrer erkrankt war, spendete der Münchner Kaplan Heinrich Sperr dem 23-Jährigen das Sakrament der Taufe. Nun durfte Probst die Kommunion empfangen. In seinem letzten Brief an die Mutter schrieb er: „Ich danke Dir, dass Du mir das Leben gegeben hast. Wenn ich es recht bedenke, so war es ein einziger Weg zu Gott.“

Zwei Tage, nachdem das Fallbeil in München-Stadelheim Probst zur Anschauung Gottes brachte, fand die Beerdigung auf dem in der Nähe gelegenen Friedhof am Perlacher Forst statt. Bei seiner Beisetzung trug Kaplan Sperr nicht die übliche Liturgiefarbe schwarz, sondern weiß-gold, um zu betonen, dass Probst in der Taufanschuld gestorben war. *Elmar Lübbers-Paal*

NEFFE DER GESCHWISTER SCHOLL

Von wegen „nichts gewusst“

Interview: Julian Aicher spricht über Erinnerungskultur, Demokratie und Ukraine-Krieg

Julian Aicher ist ein Neffe der Geschwister Scholl. Im Exklusiv-Interview erzählt er, wie die Erinnerung an seine hingerichteten Verwandten seine Familie prägte und wie die Geschehnisse der NS-Zeit sein politisches Denken und Handeln beeinflussen.

Herr Aicher, Sie sind Hans und Sophie Scholls Neffe. Geboren wurden Sie 15 Jahre nach deren Hinrichtung. Welche Rolle hat die „Weiße Rose“ in Ihrer Familie gespielt?

Bei meiner Mutter Inge Aicher-Scholl, Verfasserin des Buchs „Die Weiße Rose“, verging kaum ein Tag, an dem sie nicht über ihre Geschwister Hans und Sofie (sie schrieb sich mehrmals mit -f-) Scholl gesprochen hätte. Aus Kindheitszeiten erinnere ich mich an Schwarz-Weiß-Fotos von Hans und Sofie sowie deren Mutter, meiner Oma Magdalena Scholl, die ich nicht kennenlernte.

Hans und Sofie kamen mir später in Alltagsgesprächen der Familie ähnlich vor wie entfernte Cousinen oder Cousins, die demnächst mal zu Besuch vorbeischauen. Jahre danach spielte auch die Frage eine Rolle, ob und inwieweit wir Nachwachsenden von der „Weißen Rose“ öffentlich erzählen sollten – vor allem nach dem Tod meiner Mutter 1998.

An die Grundrechte des Menschen zu erinnern, und sie zu wahren, scheint mir eine der längeren Traditionslinien meiner Herkunftsfamilien zu sein – unter anderem angelegt von meinen Eltern Inge Aicher-Scholl und Otl Aicher.

Um den Jahrestag der Hinrichtung der Mitglieder der „Weißen Rose“ gibt es jährlich zahlreiche Gedenkfeiern. Wie empfinden Sie die Erinnerungskultur in Deutschland?

Die sogenannte Erinnerungskultur drückt sich auffällig oft um die Frage: Was hat das mit mir zu tun? Was bedeutet das Geschilderte heute für mich? Vor allem staatliche Stellen haben die „Erinnerungskultur“ zu einem mehr und mehr nichtssagenden, starren Ritual verkommen lassen.

Dabei hätte doch die Bundesrepublik Deutschland als Rechtsnachfolgerin des „Dritten Reichs“ Anlass, sich mit der Rolle des Staats in Deutschland zwischen 1933 und 1945 eingehender zu befassen – eine Aufgabe, der sich vor allem die deutsche Nachkriegs-Justiz verweigerte.



▲ Eine weiße Rose am Revers: Julian Aicher, Neffe der Geschwister Scholl, spricht auf einer Kundgebung. Foto: Imago/Zuma Wire

Als meine Frau und ich vor zehn Jahren, im Februar 2013, im Gefängnis München-Stadelheim den Raum besichtigten, wo viele Menschen – auch Mitglieder der „Weißen Rose“ – enthauptet wurden, befand sich dort ein schlichter Computerraum. Und das soll „Erinnerungskultur“ sein?

Der Zweite Weltkrieg ist mittlerweile fast 80 Jahre her. Haben die Menschen Ihrer Meinung nach etwas aus den Geschehnissen damals gelernt, um die Demokratie heute vor totalitären Tendenzen zu schützen?

Der Zweite Weltkrieg prägt wohl noch immer die Gefühle von Millionen – auch in Deutschland. Selbst in der Generation der Enkel und Urenkel. Umso verständlicher ist es für mich heute, dass sich meine Mutter in den 1960er Jahren aktiv an „Ostermärschen“ gegen Krieg beteiligte und meine Eltern sich nach 1980 aus Protest vor das US-Atomwaffendepot Mutlangen setzten. Mein Vater weigerte sich in wirtschaftlichen Krisenzeiten – Stichwort „Ölkrise“ 1973 –, als Grafiker für die Bundeswehr zu arbeiten.

Erschreckend finde ich, wie heutige Parteifunktionäre die Grünen von einer vorgeblichen Friedenspartei zum Retorten-Club von Kriegshetzern ummodellern: Hier findet teils

eine Orwell'sche Sprachverfälschung statt. Schon seit 2020 musste ich erfahren: Das vor 1945 Geschehene schützt kaum vor ähnlich schlimmen künftigen Ereignissen.

Immerhin hat der frühere Bundesinnenminister Gerhard Baum noch in der ARD-Sendung „Monitor“ vom 2. April 2020 über die damalige politische Lage in Deutschland am Beginn der Corona-Krise erklärt: „Das ist verfassungswidrig.“ Mit dem Grundgesetz, also mit unserer Verfassung, in der Hand habe ich deshalb damals an etlichen Kundgebungen teilgenommen – auch aktiv als Redner.

Erfreulich beruhigend ist für mich: Wohl ein Fünftel oder gar ein Drittel der deutschen Bevölkerung wirkt wachsender. Vor allem in den ostdeutschen Bundesländern. Dort, wo die Bürgerschaft 1989 selbst erfolgreich diktatorischem Handeln entgegengetreten ist.

Die Debatte um deutsche Panzerlieferungen an die Ukraine beschäftigt Politik, Medien und Gesellschaft. Wie beurteilen Sie die Diskussion?

Die Kriegsbegeisterung in großen Teilen von Politik und Medien ähnelt manchmal erschreckend Berichten über die Stimmung in Deutschland 1914. Was mich aber etwas beruhigt: Trotz Propaganda-

Trommelfeuer der Waffen-Vernarrten wünschen sich laut Umfragen über 40 Prozent der Deutschen mehr Besonnenheit bei der Lieferung schwerer Panzer.

Dass kaum jemand öffentlich darüber spricht, was Bilder solch deutschen Kriegsgeräts unter den Angehörigen der rund 17 Millionen Zivil-Toten der damaligen Sowjetunion zwischen 1941 und 1945 auslösen, zeigt leider zu deutlich, wie wenig die politisch Verantwortlichen und die großen Medien in Deutschland aus dem Zweiten Weltkrieg gelernt haben.

Wer aktuelle Aussagen aus der russischen Bevölkerung hört, weiß: Deutsche Panzer gegen russische Soldaten – das schließt die Reihen der russischen Bevölkerung hinter den Herrschenden in Moskau. Etwas besseres als deutsche Panzer im Kampf gegen Russen hätte Wladimir Putin also kaum passieren können. Davon berichteten die selbsternannten Qualitätsmedien in Deutschland kaum. Beruhigend ist immerhin: Das Publikum dieser „Leitmedien“ wird immer kleiner. Zum gegenwärtigen Krieg in Osteuropa kann freilich niemand mehr sagen: „Das haben wir nicht gewusst.“

Interview: Lydia Schwab

Informationen zu Julian Aicher
www.rio-s.de



▲ In Zeiten des Ukraine-Kriegs besteht der Karneval nicht nur aus Büttenrede (links), Kostüm und Umzug. Auch Forderungen nach Frieden oder Solidarität mit der Ukraine (rechts) erheben die Narren. Fotos: KNA (3)

DIAKON WILLIBERT PAUELS IM INTERVIEW

„Humor steht über den Dingen“

Karneval in Zeiten von Ukraine-Krieg, Kirchenkrise und Inflations Sorgen

BONN (KNA) – Der katholische Diakon Willibert Pauels ist ein karnevalistisches Urgestein. Lange war er mit rund 300 Auftritten pro Jahr als „Ne bergische Jung“ im Sitzungskarneval aktiv. Noch immer tritt der überregional bekannte 67-jährige Karnevalist im Pfarrkarneval auf. Im Interview spricht er über den Charme ursprünglicher Sitzungen, die Grenzen von Humor, das abgelehnte Geschenk an seinen Kardinal und darüber, warum der Ukraine-Krieg für ihn ein Grund ist, „besonders leidenschaftlich Karneval zu feiern“.

Herr Pauels, in diesem Jahr wird der 200. Rosenmontagszug und damit der Beginn des organisierten Karnevals in Köln groß gefeiert (siehe gegenüberliegende Seite). Wie stehen Sie als „Ne bergische Jung“ zu dem Umzug?

Ich zitiere da gerne meinen Freund, den Satiriker Jürgen Becker. Er sagt immer: „Dem Kölner ist das eigentlich egal, ob Christopher Street Day oder Fronleichnamprozession, Hauptsache Umzug“ – und da ist was dran. Diese Umzüge sind einfach wunderbar. Schon die alten Römer ließen es bei ihren Saturnalien ordentlich krachen. Der Rosenmontagszug ist eine Demonstration reiner Lebensfreude.

Die fünfte Jahreszeit mit Umzügen und Sitzungen ist längst auch ein knallhartes Geschäft. Den Sitzungskarneval drücken Inflation und hohe Energiekosten. In Rhein-

land-Pfalz wurden wegen neuer Sicherheitsauflagen Züge abgesagt. Macht der organisierte Karneval da überhaupt noch Spaß?

Für mich kommt es darauf an, welche Atmosphäre im Saal herrscht. In gewisser Weise muss natürlich alles organisiert werden, auch eine Pfarrsitzung. Aber wenn es zu groß wird, dann ist es schon mit sehr viel Stress verbunden. Manche großen Kölner Karnevalsgesellschaften haben inzwischen elf, zwölf Sitzungen in teuren, großen Sälen. Da muss man schon gut rechnen und organisieren.

Hier gilt meines Erachtens die alte Erkenntnis: Weniger ist mehr. Ich hatte die Hoffnung, dass der Karneval durch Corona und – so paradox das auch klingt – durch die Verteuerung von Strom und anderem ein bisschen runterfährt, auf ein kleineres Niveau. Und das kann man dann auch leichter organisieren.

Macht das genauso viel Spaß?

Die schönsten Sitzungen sind die, wo nicht für teuer Geld Spitzenkräfte eingekauft werden, sondern wo man selber wie bei den Pfarrsitzungen seine Reden und die Feier organisiert, ohne die bekannten Karnevalsgrößen. Meine Kollegen und ich gehen gerne auf solche kleinen Veranstaltungen, weil da eine authentische Atmosphäre

herrscht. Die Leute sind dort einfach mit dem Herzen dabei. Anders als bei manchen großen Sitzungen, wo mancher im Publikum von irgendwelchen Firmen eingeladen wurde und vielleicht nur wenig mit Karneval am Hut hat ...

Corona hat den Jecken mehrfach einen Strich durch die Rechnung gemacht. Dann begann am 24. Februar 2022 – Weiberfastnacht im Rheinland – der Ukraine-Krieg. Kann man da überhaupt unbeschwert Karneval feiern?

Aber selbstverständlich! Leider ist der Ukraine-Krieg nicht der einzige entsetzliche Krieg dieser Tage. Schon seit Jahren und Jahrzehnten toben etwa in Jemen oder Afghanistan mehr oder weniger versteckte Kriege und Konflikte, fließen Blut und Tränen. Deshalb ist es eine grundsätzliche Entscheidung, ob ich angesichts der Abgründe in dieser Welt feiern kann.

So manchem dürfte der Ukraine-Krieg jedenfalls die Feierlaune verleiden ...

Dieser entsetzliche Krieg ist für mich als Christ und gläubiger Mensch erst recht ein Grund, besonders leidenschaftlich Karneval zu feiern! Denn das Drama und die Schönheit dieser Welt spielen sich immer zwischen den Polen von Karfreitag und Ostern ab. Das Lachen und die Leichtigkeit und auf der anderen Seite Drama und Leid mit ihrer österlichen Perspektive gehören



Diakon Willibert Pauels

unbedingt zusammen. Ostern ohne Karfreitag ist widersinnig, aber Karfreitag ohne Ostern ist zum Verzweifeln. Humor steht immer über den Dingen, auch über den grausigen.

Das Wesen von gesunder Religiosität ist für mich die österliche Hoffnung: Ostern mit der Auferstehung und der Überwindung allen Leids ist die radikalste Perspektive überhaupt. In meinen Reden baue ich zum Schluss immer eine kleine Osterpredigt ein. Die Leute sind dann mucksmäuschenstill, weil es sie so berührt.

Nicht nur im Erzbistum Köln dürfte der Unmut über Kardinal Rainer Maria Woelki ein gefundenes Fressen für Motivwagen und Karnevalssitzungen sein. Können Sie als Diakon eigentlich noch darüber lachen? Oder wo hört für Sie der Spaß auf, wenn die Kirche mal wieder ihr Fett abbekommt?

Grundsätzlich darf und muss Satire alles; sie darf nur nicht Menschen demütigen und entwürdigen. Das ist eine sehr große Gratwanderung. Mir tut der Kardinal leid, wenn er auf Mottowagen unter der Gürtellinie angegangen wird. Die Würde des Menschen, auch die des Kardinals, ist unantastbar.

Ich bemühe mich, die Grenze der Würde einzuhalten. Meine Reden beginne ich immer mit folgendem Witz: „Ich wollte Kardinal Woelki ein Fahrrad schenken, der hat es nicht angenommen. Klar, das Fahrrad hat einen Rücktritt ...“ Der Saal ist am Grölen. Dieser Gag geht für mich nicht an die Würde von Kardinal Woelki.

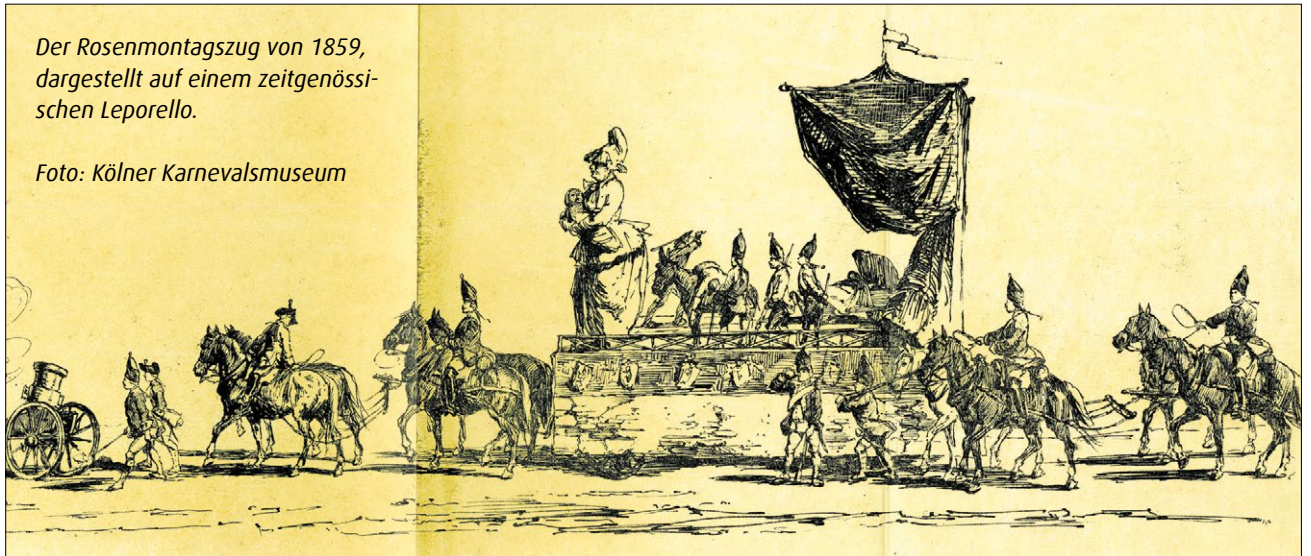
Trotzdem können auch Sie sich diesen Seitenhieb nicht verkneifen.

Wenn ich Kardinal Woelki wäre, würde ich sagen: „Lieber Papst, in der Freiheit des Christenmenschen und in österlicher Freiheit möchte ich aus Liebe zur Kirche, zur Religion und zu mir selber zurücktreten.“ Nicht als Schuldeingeständnis, denn er hat sehr viel für die Missbrauchsaufklärung getan. Aber mittlerweile ist es schon Starrsinn, und jeder Mensch kann zurücktreten und sollte nicht auf die Entscheidung des Papstes warten. Das habe ich ihm schon vor einem Jahr gesagt und bekam dann einen Anschiss von Köln, dass ein Diakon in der Öffentlichkeit seinem Bischof keine Ratschläge geben dürfe.

Dennoch würde ich ihm sagen: „Habe den Mut, auch dir selbst gut zu sein, und nimm dich raus aus diesem demütigenden Dauerfeuer.“ Für mich ist seine beharrliche Haltung nicht heldenhaft, sondern ein Ausdruck von Dolorismus. Diese Haltung, bei der man im Schmerz einen Sinn und als Zeichen der Nachfolge

Der Rosenmontagszug von 1859, dargestellt auf einem zeitgenössischen Leporello.

Foto: Kölner Karnevalsmuseum



Jesu sieht, wird von der Kirche eigentlich verurteilt. Schmerz ist nie gut und auch nicht wertvoll.

Kommen wir zurück zum Karneval. Im Rheinland und anderen Regionen ist er so etwas wie ein Lebensgefühl. Wie kann man auch mit Blick auf Energiekrise und Inflation das Gute auch bei abgespecktem Feiern bewahren?

Ich freue mich, dass es inzwischen wieder mehr Nostalgie- oder Flü-

tersitzungen gibt – als Alternative zum lautstarken Partykarneval mit den großen Bands. Die Menschen spüren und lieben es, wenn so eine Sitzung wieder ursprünglicher und weniger kommerzialisiert ist.

Am besten in Stimmung kommt man beim Karneval auf der Straße und in Kneipen. Man sollte dort hingehen, wo auch die Einheimischen feiern – also nicht zu den bekannten Hotspots, wo sich auch Zugereiste treffen. Wenn man sich

dann mit den Einheimischen treiben lässt, dauert es nicht lange, bis man die heilende Kraft dieser gemeinschaftlichen Feier erlebt. Wer sich dabei nicht mit berausenden Getränken betäubt, erlebt ein wunderbares, alle Klassen übergreifendes Fest. Interview: Angelika Prauß

Hinweis

Auf unserer Seite 28 verlosen wir das aktuelle Buch von Diakon Pauels („Guter Draht nach oben“).

200 Jahre Kölner Karneval

Er war ein Kind seiner Zeit. Genauer: ein Konstrukt der neuen preußischen Herrscher, das von den Bürgern mit Leben erfüllt wurde. Auch wenn viele vielleicht denken, er sei viel älter, feiert der Kölner Karneval in diesem Jahr erst seinen 200. Geburtstag. Das gilt auch für seinen Höhepunkt, den Rosenmontagszug, den ältesten und größten in Deutschland.

Michael Euler-Schmidt, früher Leiter der Abteilung zur Pflege und Erforschung des Kölnischen Brauchtums des Kölner Stadtmuseums, blickt auf die Anfänge zurück. „Köln war 1815 preußisch geworden und die neuen Machthaber waren nicht gerade Freunde eines allzu ausgelassenen und schwer zu kontrollierenden Treibens.“

Unter Napoleon war zuvor dem höfischen Karneval ein Ende bereitet worden. An seine Stelle trat ein bürgerliches Fest, das sich an französischen und italienischen Vorbildern orientierte. „Es wurde in Wirtschaften und Ballsälen gefeiert, genauso wie zu Hause oder auf der Straße“, erklärt Kunsthistoriker Euler-Schmidt, der zahlreiche Veröffentlichungen zum Karneval vorgelegt hat. Einen großen, organisierten Umzug gab es aber nicht.

Eine Krisenperiode für karnevalistisches Kulturleben war die Zeit unter französischer Herrschaft nicht. Erst ab 1815 unter den Preußen nahmen die

Aktivitäten ab. 1822 versammelten sich engagierte Kölner, um den Karneval als Volksfest zu erneuern. Ein „Festordnendes Comité“ wurde gegründet. Es sollte den Karneval in geordnete Bahnen lenken, weil man andernfalls sein komplettes Verbot fürchtete.

Der Geist der Romantik

„So konnte bereits 1823 ein kleiner Zug mit 15 Gruppen auf die Beine gestellt werden“, erzählt Euler-Schmidt. Die Genehmigung sei kurzfristig gekommen. „Aber die Preußen besorgten immerhin Pferde, die die Wagen ziehen konnten.“ Es sei ein Karneval gewesen, der „aus dem Geist der Romantik“ geboren war, informiert der Wissenschaftler. Traditionelles wie Elemente aus der Commedia dell'arte wurden mit einbezogen. Im Maskenzug waren außerdem Figuren aus der Kölner Historie wie auch Brauchtumsfiguren zu sehen.

Die Bilder des ersten Rosenmontagszuges sollten laut Euler-Schmidt demonstrieren: „Wir waren mal eine freie Reichsstadt.“ Das Motto hieß „Thronbesteigung des Helden Karneval“. Im Jahr darauf war dessen Gattin, Prinzessin Venetia, mit von der Partie. Das berühmte Kölner Dreigestirn aus Bauer, Jungfrau und Prinz trat 1883 zum ersten Mal als Einheit auf.

„Dem Kölner Rosenmontagszug kam eine Pilotfunktion zu“, erklärt Euler-Schmidt, „denn seinerzeit entstanden selbst im süddeutschen Raum derartige Umzüge. Erst um das Jahr 1900 besann man sich dort wieder auf die herkömmlichen Bräuche.“ Und es sei ein Geschäft auf Gegenseitigkeit gewesen, so der Karnevalsexperte. „Die Narren konnten ihr Fest feiern und die Preußen hatten ihre Ruhe.“

Auch das wichtige gesellschaftspolitische Element aus der Franzosenzeit, die so genannten Lustbarkeitsabgaben für Maskierte, konnten wieder eingeführt werden. Diese Gebühren kamen der Kölner Armenverwaltung zugute, die sich um Kranken- und Waisenhäuser kümmerte. Zu den Gewinnern des Fests gehörte schon damals das Hotel- und Gaststättengewerbe.

Mit der Beteiligung der Frauen hatten die Karnevalisten lange ihre liebe Not. Zwar seien sie immer schon im Zug mitgelaufen, versichert Michael Euler-Schmidt, doch erst seit 1979 ist dies offiziell erlaubt. Und noch wenige Jahre zuvor wurde moniert, dass es ihnen an Trinkfestigkeit mangle und man sie vor gefährlichen Wurfgeschossen wie Kamelle schützen wolle. Das Dreigestirn ist nach wie vor männlich – auch die Jungfrau. Nur unter NS-Herrschaft wurde sie vorübergehend von einer Frau gespielt. Ulrich Traub



◀ ▶
Ob Strohbär (links), Esel oder Bock (unten): Tiere spielen in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht im deutschen Südwesten eine große Rolle.

Fotos: Schenk



Groß ist der Reigen tierischer Figuren und mit Tierbildern geschmückter Narrenkleider in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht zwischen Schwäbischer Alb und Schwarzwald. Vom Schwein bis zum Bären verkörperten sie einst menschliche Schwächen und Laster, die sich in ihrer Gestalt, vor allem aber ihrem Verhalten zeigten.

„Hoorig, hoorig, hoorig – isch die Katz“, schallt es zu Fastnacht durch Meßkirch. Es ist der traditionelle Narrenruf der Katzenzunft. Mit über 150 Maskenträgern im Katzenkleid gibt sie dem närrischen Treiben Oberschwabens ein Gesicht, in weit geschnittenen Pluderhosen und mit aus Lindenholz geschnittenen Katzenköpfen, die nach hinten in echte Katzenfelle übergehen.

Im roten Narrenkleid

In Stetten am kalten Markt auf der Schwäbischen Alb stürmen närrische Schafsböcke durch die Straßen, während im Schwarzwald-Städtchen Triberg ein Fuchs für tierischen Spaß beim großen Umzug sorgt. Teuflich rot ist sein Narrenkleid, besetzt mit echten Fellen. Am meisten Eindruck aber macht seine handgefertigte Maske, ein schelmisches Fuchsgesicht, 1952 geschnitzt.

In Villingen gehen am Rosenmontag die Butzesel um. Ihr „Blätzlehäs“ aus bunten Stoffresten krönt ein grauer Eselskopf. Jede Menge Würste hängen an ihren Ohren, die sie bei ihrem Zug durch die örtlichen Metzgereien erbeuten. Immer wieder untersagte man den ausgelassenen Brauch, zu dem auch das ungestüme Anreiten auf Fichtenästen gehört. Die Verbote haben den Butzesel eher neue Freunde gebracht. Vor allem Kinder haben die wilden Gesellen längst in ihr Herz geschlossen.

Viel Kraft kostet es die drei mit Peitschen knallenden Maskierten im württembergischen Wilflingen, ihren an Seilen geführten Strohbären im Zaum zu halten. Immer wieder will er ausbrechen, was seine Treiber verhindern. Wie jedes Jahr am letzten Fastnachtstag haben sie ihn stundenlang in Stroh gebunden, um ihn anschließend durch das an Rottweil grenzende 3000-Einwohner-Dorf zu führen: einen wilden Gesellen, der zu den ältesten närrischen Gestalten Europas gehört.

Bär und Fuchs, Esel, Bock und Katze sind nur ein paar der vielen Tiergestalten, die der schwäbisch-alemannischen Fastnacht ein Gesicht geben. Die meisten sind erst im vorigen Jahrhundert im närrischen Treiben zwischen Neckar und Bodensee aufgetaucht, oft ausgestattet mit örtlichen Legenden und lokalen Biografien. Doch belebten die tierischen Gesellen die Fastnacht

schon Jahrhunderte länger. Manche aus dem Brauchtum verschwundenen Tierfiguren wie 1928 der Fuchs in Triberg wurden so reanimiert.

Charakter der Tiere

„Tierische Wesen als Akteure der närrischen Tage“, formuliert es Professor Werner Mezger, „haben eine lange Geschichte.“ Schon im Mittelalter verknüpften die Menschen mit Tieren gute und schlechte Eigenschaften. Bücher und Bilder beschrieben den Charakter der Tiere, der in „Bestiarien“ festgelegt war. Das waren Schriften, die jedem bekannten Vertreter der Fauna bestimmte Verhaltensweisen zuordneten.

Gewöhnlich standen die Tiere für Tugenden und Laster, wie sie im sogenannten Etymachie-Traktat, einem mittelalterlichen Sünden-Katalog, festgeschrieben waren. Esel, Hunde, Affen, Schweine, Katzen,

Füchse, Löwen, Eulen, Drachen, Schlangen, Kamele, Ochsen, Fische und Vögel aller Art erschienen dort in immer neuen Variationen als Sendboten des Teufels. Bis auf das Lamm als Christus-Symbol oder die den Heiligen Geist verkörpernde Taube wurden Tiere als Beispiel unmoralischen Verhaltens vorgeführt.

Schon die Bibel bediente sich tierischer Bilder. Als Bär und Löwe etwa erlebte der Prophet Jesaja den strafenden Gott: „Ein lauernder Bär war er mir, ein Löwe im Versteck. Er ließ mich vom Weg abirren, zerfleischte mich und ließ mich dann verlassen liegen.“ In den Stunden vor Aschermittwoch verkörperten die Tierfiguren im närrischen Spiel so für jeden sichtbar menschliche Schwächen und Laster.

„Ettlich gehen auff hohen stelten mit flueglen vnnnd langen schnaebeln“, beschrieb Sebastian Franck im „Weltbuch“ Mitte des 16. Jahrhunderts die tierisch-närrische Szenerie des Mittelalters. „Ettlich sein affen.“ Der Affe war niemand anderes als der Mensch in den Schlingen des Teufels. Schon für Hrabanus Maurus, einen der ersten großen deutschen Theologen, war er die personifizierte Sünde: faul, geizig, neidisch, geil, eitel und dumm.

Bis heute wird auch der Esel negativ betrachtet, der in der Fastnacht eine besondere Rolle spielt und dessen Ohren zum Kennzeichen der ersten Narren wurden. Im mittelalterlichen Frankenreich wurden für ihn Feste gefeiert, welche die kirchliche Hierarchie auf den Kopf stellten. Aus diesen Eselsfesten entwickelten sich im Lauf der Zeit größere närrische Aktionen.



War der Esel Symbol der Trägheit, stand das Schwein für Gefräßigkeit, Selbstsucht, Unwissenheit und Unmäßigkeit. Im Volksglauben kam der Teufel in Gestalt eines schwarzen Schweins mit glühendem Kopf daher. Hexen ritten auf Schweinen durch die Luft. Auch die Vögel wurden im Mittelalter allegorisch betrachtet, etwa der Rabe, der sich in Sebastian Brants „Das Narrenschiff“ als treuer Begleiter des Narren zeigt.

Neben dem Fuchs ist der Hahn ein populäres Narrenvieh. Die Geilheit des Narren sollte er veranschaulichen, seine ungezügelte Triebhaftigkeit. Ähnliche Bedeutung kam Bock und Ziege zu, die im Volksglauben Teufel und Hexen verkörperten. Obwohl mitunter verehrt, gehörte auch die Katze im Mittelalter ins Reich des Bösen. Sie galt nicht als Schmusetier, sondern als Handlanger des Teufels. Ihre Jagd auf Mäuse symbolisierte dessen Trachten nach der Seele des Menschen.

Bis ins 18. Jahrhundert bestimmten Bücher, Bilder und Predigten den Charakter der Tiere und festigten ihre Rolle in der Fastnacht. Als Forscher nicht erst in der NS-Zeit begannen, das Fest der Narren mit Fruchtbarkeitskulten und germanischer Mythologie in Verbindung zu bringen, geriet die jahrhundertealte Tiersymbolik in Vergessenheit. Nun mussten Sagen und lokalhistorische Ereignisse für Erklärungen der fastnächtlichen Tierwelt herhalten.

Hopfensau und Spinne

Viele neue Figuren wurden so im Lauf der Jahre geboren. Unweit des Bodensees, in Tettngang, war es die Hopfensau, die dort heute das närrische Treiben bereichert. In einem der größten deutschen Hopfenanbaugebiete schwingt sie zum Zeichen ihrer Macht eine ausgetrocknete Schweinsblase. Ebenfalls aus Tettngang stammt die Rote Spinne: eine Insektenmaske, die auch bei schönstem Wetter einen mit Hopfen bespannten roten Schirm trägt.

Wolfsmasken beleben die Fastnacht in Säckingen, wo die „Totenbühl-Wölfe“ zu Hause sind und daran erinnern sollen, dass die Ahnen des Hundes einst auch am Hochrhein hausten. Nur ein paar Kilometer weiter, im Ortsteil Rippolingen, gründeten sich die „Rippolinger Wildsäu“, eine närrische Vereinigung, die mit ihrer Maskierung auf eine Wildschweinplage im Säckinger Ortsteil aufmerksam machen wollte.

Nur wenig älter ist der Geißbock der Narrenzunft Feuerbach. Zur Fastnacht neckt er wie der Federhannes in Rottweil die Narren – mit einem an lange, geschälte Haselnuss-Stangen montierten Kalbsschwänzchen. *Günter Schenk*

Elf – die Zahl der Narren

Viele haben sich an der Entschlüsselung der Narrenzahl Elf versucht. Zahllos sind die Theorien zu ihrer Herkunft: manche einleuchtend, andere abwegig. Gesichert ist eigentlich nur, dass es sich bei der Elf um eine natürliche Zahl handelt, eine ungerade und noch dazu eine Primzahl. Zusammen mit der 13, die gemeinhin als Unglückszahl gilt, bildet sie einen sogenannten Primzahlzwilling.

Sprachlich hat sich die Elf aus dem althochdeutschen Wort „einlif“ entwickelt. „Eins darüber“ hieß das, eins über zehn also. Damit aber beginnen die Spekulationen. Ist es ihr Rang im Zahlenspiel, das sie zur Narrenzahl gemacht hat? Zwischen der 10, die an die Zehn Gebote mahnte, und der 12, die an die zwölf Jünger Jesu erinnert, verwies die 11 auf das Kommen des Antichristen, auf Weltuntergang und jüngstes Gericht. Als sicher gilt auch, dass die 11 im Mittelalter oft einen negativen Beigeschmack hatte.

Zehn Gebote übertreten

Den verdankte sie nicht nur dem französischen Würfelspiel, wo die Doppel-Eins einen Verlustwurf markierte, sondern auch Kartenlegen und Aberglauben. Das Spiel mit Elferzahlen, die in einem negativen Umfeld standen, war schon in frühester Neuzeit weithin bekannt. Davon zeugt der italienische Universalgelehrte Pietro Bongo, der sich besonders mit der Zahlensymbolik beschäftigte. „Die Zahl Elf, die als Erste die Zehnerzahl überschreitet, bezeichnet jene, die die Zehn Gebote übertreten“, schrieb er 1585 in seinem Buch „Mysticae numerorum significationes liber in duas divisus partes“.

Auch der Benediktiner Hieronymus Lauretus, der im Barock für seine allegorische Ausdeutung der Bibel bekannt wurde, deutete 1570 die Elf in seinem Werk „Silva Allegoriarum totius Sacrae Scripturae“: „Die Zahl Elf kann, weil sie die Zehnerzahl überschreitet, die Übertretung des Gesetzes und darüber hinaus die Sünde selbst bezeichnen“.

Die Elf wurde so auch zum Symbol der Endlichkeit. Besonders deutlich zeigen dies Pieter Breugels 1558 in Kupfer gestochene Illustrationen der sieben Todsünden, deren Schlussblatt das jüngste Gericht darstellt. Im die Trägheit illustrierenden Bild findet sich im linken oberen Teil eine riesige Uhr, deren als menschlicher Arm dargestellter Zeiger auf die Elf zeigt – und damit auf die letzte Stunde vor der Endzeit, in der nach christlicher Auffassung der Antichrist erscheint.

Diese Bedeutung der Elf war auch den Bildungsbürgern Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt. So markierte Fried-



▲ Die Narrenzahl 11 beim Mainzer Rosenmontagszug.

Foto: Schenk

rich Schiller in seinem Drama „Die Piccolimini“ die Elf als eine „böse Zahl“. „Eilf ist die Sünde. Eilfe überschreitet die zehn Gebote“, verkündet der Astrologe Seni bei seinem Auftritt im zweiten Akt.

So negativ sahen die rheinischen Karnevalsreformer die Elf Anfang des 19. Jahrhunderts nicht mehr. Sie faszinierte das Zahlenspiel um die beiden Einsen: der magische Zauber der Elf. „Wo unseres Reiches Banner weht, da ist der Freude Zelt. Wo Nummer Elf im Feuer steht, da wohnt der Helden Held“, reimten die närrischen Poeten. Eine „Narrenakademie“ setzte 1827 als Preise für die beste Lösung närrischer Fragen symbolisch 11000 arabische Hengste und 11111 Mondschilder aus. Und auch das erste Karnevalskomitee in Aachen zählte 1829 elf Mitglieder.

Als die Mainzer ihre Fastnacht reformierten, war die Narrenzahl Elf längst etabliert. So bezeichnete sich die erste närrische Garde als das „elfte Ranzenbataillon der Narrheit“. Und in einer Anzeige lud der neue Carnevalverein um „11 vor 11“ zur Posse ins Theater. 1844 sprachen die „Mainzer Unterhaltungsblätter“ in einem Rückblick auf die Fastnachtskampagne gar von der „heiligen Narrenzahl Elf“.

Positiv besetzt

Auch die Kölner hatten sich mächtig angestrengt, die Elf positiv zu besetzen. Wichtigster Wegbereiter wurde ihr närrischer Poet Edmund Stoll, der 1840 unter dem Pseudonym Magister Loci schrieb: „Die Nummer Elf bezeichnet dem Kölner die lustige Narrheit; denn dem tiefer Schauenden ruft sie zu: die ausschließlich durch sich selbst oder 1 teilbar ist. Sie ist das Zeichen der Eintracht, denn ihre Rechte spricht wie die Linke; der Beständigkeit, denn sie

endigt, wie sie anfängt; der Schönheit, denn sie zeigt Einheit in der Mannigfaltigkeit und Mannigfaltigkeit in der Einheit ...“ Mit „Ey, lustig, fröhlich“ verwies Stoll zudem auf ein mittelalterliches Urkundensiegel der Geckengesellschaft zu Kleve, das diesen Spruch geziert haben soll.

Das alles aber sind Spekulationen – ebenso konstruiert wie die einst weit verbreitete Meinung, die ELF sei eine Anspielung auf die französische Revolutionsparole „Egalité – Liberté – Fraternité“. Das passt zwar gut ins Denkmuster politisch engagierter Narren, ist historisch aber falsch. Die originale Reihung der Revolutionsparolen lautete nämlich „Liberté – Egalité – Fraternité“.

Närrische Gleichheit

Einleuchtend ist die Deutung der Elf als Zeichen närrischer Gleichheit und Einheit, wie sie die Eins neben der Eins sichtbar symbolisiert. Und ins positive Bild närrischer Gemeinschaft passt auch, dass sich die Elf nicht teilen lässt – allenfalls durch sich selbst oder die Eins. Gerade dieses Geheimnis scheint den fast inflationären Gebrauch der Elf als magische Zahl beflügelt zu haben, mit der Vereinsjubiläen, Ehrungen oder Geburtstage gefeiert werden.

Zum positiven Bild der Zahl hat in den Nachkriegszeiten sicher auch die „Deutsche Elf“ mit spektakulären Erfolgen und Titeln beigetragen: die deutsche Fußball-Nationalmannschaft. Buchtitel mit 111 vorgeblich nützlichen Tipps haben die Zahl ebenso befördert wie Schnäppchenpreise, die sich durch 11 teilen lassen. So hilft eine Hose zu 77,99 Euro dem Geizhals, dem 80 Euro für ein Beinkleid zu teuer sind. Magie und Mythos der Elf entfalten so ihren närrischen Zauber in ganz neuem Umfeld. *Günter Schenk*

5 Jakob brach ab, als die Stubentüre knarrte und der Anton fröstelnd eintrat. Dieser sah verwundert von Jakob zur Rosl und, die Spannung spürend, fragte er: „Ist was?“

In der Türe zur Schlafkammer stand im selben Augenblick der alte Mitterer. Einen Augenblick war es in der Stube des Beihäusels so still, dass das Brummen einer Fliege am Fenster laut zu hören war. Es war, als warteten sie alle darauf, wer heute das erste Wort zum Streit geben würde. Inmitten des armen Gerümpels, das ihnen noch von der Wohnungseinrichtung des Hofes geblieben war, schienen sie alle zugleich daran erinnert zu werden, wie sich seit dem vergangenen Tag alles geändert hatte.

Am gestrigen Sonntagmorgen waren der Mittererbauer und sein Ältester wieder einmal aneinandergeraten, wie es in der letzten Zeit fast täglich geschehen war, als der Jakob gefordert hatte: „Übergib den Hof endlich! So geht doch die Wirtschaft nimmer weiter. Ich hab das schinderische Bauernleben satt!“

Als dann der Alte erklärte, dass er nur an einen Bauern übergebe und nicht an einen, der die Bauernarbeit nicht wolle, war der Jakob heftig geworden und hatte dabei seine Pläne preisgegeben. Wenn er einmal der Bauer sei, werde der Hof abgebrochen und ein Hotel hergebaut, weil sich damit leichter Geld verdienen lasse als mit der leidigen Landwirtschaft. Im Zorn waren sie auseinandergegangen, und der Jakob war nicht mehr heimgekommen bis nach Mitternacht. Und dann brannte es.

In diesem Augenblick dachten sie wohl alle an diesen gestrigen Streit. Und wenn auch keiner von ihnen es gesagt hatte, so war es doch, als hätte noch eben jemand davon gesprochen, dass ja nun einem Hotelbau nichts mehr im Wege stünde, weil der Hof so gut wie abgebrochen sei. Abgebrochen mit einem Zündholz!

Warum sehen sie mich alle an, ging es dem Jakob durch den Kopf. War es an ihm, etwas zu sagen? Warum hatte überhaupt noch niemand die Frage gestellt, wie das Feuer ausgebrochen sein konnte? Warum scheuten sie sich, davon zu reden?

Sie atmeten auf, als der Anton gelassen und anscheinend von dem Unglück wenig beeindruckt fragte: „Mich tät hungern. Gibt es bald einmal was zu essen?“ Die Rosl stand auf und sah sich hilflos um: „Net einmal ein Tröpfli Milch haben wir!“

Was sich an Spannung und Misstrauen in dem kleinen Raum angestaut hatte, verschwand, als nun der Obermeier in der Stubentüre erschien und freundlich und gutmütig wissen wollte, wie weit sie sich schon eingerichtet hätten. Die mitleidige Anteilnahme lag diesem handfesten



Als Jakob und Rosl allein sind, sagt die junge Frau dem Bauernsohn auf den Kopf zu, dass er als Brandstifter in Verdacht kommen werde. Jetzt könne er ja endlich sein Hotel bauen. Er brauche aber nicht meinen, dass sie dann nicht mehr gut genug für ihn sei. Das lasse sie sich nicht gefallen. Es klingt wie eine Drohung.

Bauersmann nicht, und auf seinem breiten Gesicht war sogar ein Lächeln, als er sich umsah und zufrieden nickte, als wäre ohnedies alles in Ordnung. „So, und jetzt kommt zum Essen“, lud er sie ein.

Sie folgten ihm schweigend. In der großen Wohnstube des Nachbarn hatte die Obermeierin schon das Essen aufgestellt und ihren Kindern auf einem Ofentisch Platz gemacht. Sie nötigte mit viel Reden und mütterlichem Wohlwollen die vier vom Mittererhof an den großen Familientisch. Sie war es auch, die dafür sorgte, dass das Gespräch in Gang kam und nicht nur vom Unglück des Mittererhofes geredet wurde, sondern mehr davon, dass man leicht vor dem Winter noch das Haus im Rohbau herstellen könne, und wie es schon andere in der gleichen Weise getroffen, aber jeder wieder aufgebaut und weitergewirtschaftet habe. Dasselbe sagte auch der Obermeier, und erst nach einer Weile des Diskutierens fragte der Obermeier vorsichtig nach der möglichen Brandursache.

Der Mitterer, der sich bislang kaum am Gespräch beteiligt und vor sich hinsinniert hatte, gab ihm die erste Antwort: „Da hat jemand wollen, dass der Hof wegbrennt. Anders kann ich es mir net denken!“ „Hast doch keinen Feind in der Gemeinde“, bemerkte der Obermeier. „Das kann man net wissen“, brummte darauf der Mitterer, „muss net grad ein Feind gewesen sein.“

Die Rosl, die schweigsam vor ihrem Teller gesessen hatte, sah nun den ihr gegenüberstehenden Jakob an. Dieser war blass geworden. „Hoffentlich bringen die Kriminaler das

heraus“, ereiferte sich die Obermeierin. „Solange der Lump net erwischt wird, hab ich selber keine ruhige Nacht mehr.“

„Was willst jetzt tun?“, wandte sich der Obermeier an seinen Nachbarn. „Das weiß ich schon!“, wurde dieser heftig. „Soll ich als alter Mann noch einmal aufbauen? Das sollen die Jungen tun!“ „Willst übergeben?“ „Kann sein, dass ich es tu, aber wie ich es tu, das weiß ich noch net.“ Sie sahen alle den Jakob an. Er war doch der Ältere und der künftige Bauer? Was meinte da der Mitterer? War es nicht selbstverständlich, dass er dem Älteren den Hof übergab?

„Ja, ja, ist deine Sach. Geht niemanden was an, wie du das machst“, schloss der Obermeier schnell diese Rede ab und versicherte: „Ist klar, dass wir alle helfen, bis du wieder aufgebaut hast – und in meinem Beihäusl habt ihr bis dahin ein Unterkommen.“

Der Anton zählte auf, wo das Vieh überall eingestellt war, und der Jakob meinte dazu brummig und froh, als man wieder auf die notwendigen Dinge zu reden kam, dass man am besten einige Stücke verkaufe.

Als sie vom Essen aufstanden, tautelte der alte Mitterer und sank wieder auf die Bank zurück. „Leg dich hin, Nachbar. Ist ein wenig viel gewesen für dich. Bring ihn ins Bett, Rosl“, sorgte sich die Obermeierin. Wortlos ließ sich der alte Bauer aus der Stube führen. Der Jakob und der Anton gingen ebenfalls, um dort, wo ihr Vieh stand, bei der Stallarbeit zu helfen.

Am Nachmittag pilgerten noch einige Neugierige hinauf zum Mit-

tererhof, um sich die Brandstätte anzusehen. Sie kamen aus den Nachbardörfern und trugen die Neuigkeit heim, dass man dem Mitterer von Haberszell den Brand gelegt hätte. Wie sollte es auch anders sein? Er hatte doch das Heu völlig trocken eingebracht. Und an zwei Stellen hatte es zugleich angefangen zu brennen!

Als der Zizler Sepp in der Abenddämmerung dem Dorfkirchlein zubuckelte, um das Ave zu läuten, schien der Krämerssohn, der Dangel Fritz, ihn schon erwartet zu haben. „Was haben die Kriminaler von dir wollen?“ „Net viel. Ich hätt ihnen noch mehr sagen können“, gab der Sepp ihm zur Antwort. Hinterhältig lachte er: „Brauchen aber net alles zu wissen.“ „Kommst nachher zum Wirt, ich zahl eine Maß Bier“, sagte der junge Dangel rasch und verschwand um die Kirchenecke.

Vom Habersbach stiegen die Nachtnebel auf und krochen die Hänge hinan. Der dumpfe Klang der einzigen Glocke im Turm schien die letzte Tageshelle aus dem Tal zu verdrängen. Langsam und schwer hallten die Klöppelschläge auf die leeren Fluren, die feuchten Dächer und die stille Dorfstraße nieder.

Droben im Beihäusl des Obermeierhofes richteten sich die Mittererbuben unter dem niederen Dach, über Stube und Kammer, aus Heu und Stroh das Nachtlager und deckten sich mit den feuchten Betten zu. Die Rosl hatte sich ihr Bett auf einem alten Kanapee in der Stube zurechtgemacht, und in der Kammer schlief der alte Bauer.

Stockmüde waren die Brüder heimgekommen, hatten wortkarg die Suppe gegessen und waren über die Leiter auf den Boden gestiegen. Dennoch konnte der Anton nicht schlafen, und er starrte mit offenen Augen gegen das Dach und das kleine Fenster, das sich grau in der Finsternis abhob. Am Rascheln des Strohes merkte er, dass auch der Bruder noch nicht schlief. Halbblut fragte er: „Wer wird es getan haben? Kannst du dir das denken, Jakt!“

Er hielt den Atem an und wartete auf die Antwort. Schläfrig brummend, verdrossen und fast zornig kam sie: „Vielleicht kann ich mir was denken. Aber das ist so verrückt, dass ich es net glauben kann.“

► Fortsetzung folgt

Paul Friedl:
Wer Lügen sät
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54844-4



Brot retten und damit Gutes tun

Gegen Lebensmittelverschwendung: Würzburger Schüler produzieren Cracker

Es knuspert laut, wenn man auf einen Brotcracker aus der braun-grünen Tüte beißt. Zwei junge Frauen in roten Schürzen, mit Mundschutz und Handschuhen ausgestattet, füllen die Knaberei gerade ab. Die Brotcracker-Aktion wurde von der diesjährigen Schülerfirma der Klara-Oppenheimer-Schule in Würzburg auf den Weg gebracht. Im Schwerpunkt Ernährungs- und Versorgungsmanagement absolvieren zwölf Schüler die Aufstiegsfortbildung zum Betriebswirt für Ernährungs- und Versorgungsmanagement.

Die zwei jungen Frauen lächeln, als sie weitere Tüten befüllen: „Die haben ordentlich Biss.“ Diese Cracker sind auf den Punkt – doch bis es soweit war, musste viel getüftelt und ausprobiert werden, etwa wie lange muss das Brot bei welcher Temperatur in den Ofen? Das Team hat einige Versuche im Unterricht gebraucht, die Cracker genau so hinzubekommen, wie sie sein sollten und jetzt auch sind.

In jedem Schuljahr entwickelt eine Schülerfirma – in diesem Jahr mit dem Namen „cycle of bread“ (Kreislauf des Brotes) – im Unterrichtsfach „Existenzgründung“ ein Produkt und versucht sich an dessen Vermarktung. Die Absolventen werden in den Bereichen Geschäftsführung, Verwaltung, Finanzen und Marketing geschult – und natürlich auch in der Produktion – und sammeln auf diese Weise zahlreiche praktische Erfahrungen. Lediglich zwei Wochenstunden gibt es in diesem Unterrichtsfach. Als das Ganze jedoch im vergangenen Herbst für den aktuellen Jahrgang Fahrt aufgenommen hat, wurde aufgestockt, er-



▲ Momentan ist es ruhiger beim Verpacken der Brotcracker. Vor Weihnachten jedoch hatten die Mitarbeiter der Schülerfirma viel zu tun, um alle Bestellungen abzuarbeiten.

zählt Beate Neuhaus-Krevert, die betreuende Lehrerin: „Das waren ganz schnell zehn Stunden pro Woche extra, vor allem vor Weihnachten, da wussten sie vor Arbeit nicht, wohin. Das war echte Knochenarbeit. Aber die Mitarbeit hier wird honoriert, sie fließt in die mündliche Note mit ein.“ Unterstützt und gefördert wird die Schülerfirma von „Junior“, einem Programm des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln.

Den Krieg im Blick

Auf die Idee, vegane Brotcracker zu produzieren, kamen die Schüler mit Blick auf den Ukraine-Krieg. Jährlich landen in Deutschland 500 000 Tonnen Brot im Müll. „Unverantwortlich“ – war die einhellige Meinung in der Klasse, auch gerade

vor dem Hintergrund der Getreideknappheit weltweit.

Schülerin Laura erinnert sich: „Ein Krieg in der Kornkammer Europas – da kann es nicht sein, das hier bei uns täglich Tonnen von Brot im Müll landen. Dagegen wollten wir etwas tun.“ Sie sahen einen Ansatz darin, Brot, das der Bäcker am Abend nicht mehr verkaufen kann, zu retten und daraus Cracker zu produzieren. Es ging zunächst darum, Kooperationspartner zu finden. Dafür nutzten sie ihr privates und schulisches Netzwerk.

Welcher Bäcker gibt sein nicht verkauftes Brot günstig ab? Welcher Grafiker hilft bei der Gestaltung von Werbematerialien, Rollups und der nachhaltigen Verpackung? Schülerin Laura fragte kurzerhand Bäckermeister Hans Gebert in Gnodstadt, den sie von einem Praktikum her kannte.

Die perfekte Mischung

„Er war bereit, uns Brot zu verkaufen. Kein Weißbrot, das verarbeitet er selbst, aber alles andere.“ Für Gebert war schnell klar, dass er dieses Projekt unterstützt. Vor Weihnachten benötigte die Schülerfirma sogar so viel Brot, dass er Schwierigkeiten bekam, sie zu beliefern. „Ich finde es hervorragend, was die jungen Leute da tun. So etwas muss man unterstützen.“ Bisher waren es rund 75 Kilogramm Brot, die verarbeitet wurden.

Doch zuvor galt es, die perfekte Mischung hinzubekommen: Öl und Kräuter wollten sie den Crackern zu-

führen. Doch: Wie viel, welche Sorte schmeckt gut, was passt für wen?

Inzwischen können sie sogar kleine Verkostungspakete schnüren – in Zusammenarbeit mit der Berliner Startup-Firma Rettergut. Auch dort werden Lebensmittel, die keine Verwendung mehr finden, weiterverwertet. „Deren Aufstriche sind eine tolle Ergänzung zu unseren Crackern“, sagt Schülerin Lena, die für die Geschäftsführung zuständig ist.

Mit den Einnahmen aus dem Verkauf der Brotcracker finanzieren die Schüler den Geschäftsbetrieb vom Broteinkauf bis zur Grafikerin. Alles, was übrig bleibt, soll der Würzburger Kindertafel zugute kommen. Dort schließt sich der Kreis, sagt Beate Neuhaus-Krevert, „bedenkt man, dass auch dort aus geretteten Lebensmitteln täglich gesunde Pausenverpflegungen für bedürftige Kinder zusammengestellt werden“. Die Cracker werden an der Klara-Oppenheimer-Schule verkauft, aber auch über Kommissionspartner.

Viele gute Ideen

Bereits frühere Schülerjahrgänge hatten mit ihren Schülerfirmen großartige Ideen entwickelt: Kekse, Handreinigungsgel, Hanfschokolade, ein Buch in Zusammenarbeit mit Geflüchteten, Kaffeesatz-Seife. Viele Produkte wurden bereits auf den Weg gebracht – doch mit den Brotcrackern sieht Beate Neuhaus-Krevert echte Chancen, sich auf dem Markt zu etablieren.

Eine Zielgruppe für die hochpreisigen Cracker gibt es nach ihrer Einschätzung. „Das Produkt hat alles, um einen spezifischen Kundenkreis anzusprechen: Es ist nachhaltig produziert, es ist vegan, regional und unterstützt noch obendrein ein weiteres gutes Projekt. Es ist gut durchkalkuliert und – es schmeckt total gut.“

Genug gute Gründe trotz eines Kaufpreises von 4,95 Euro pro Tüte mit 100 Gramm Inhalt. Da sind sich Lehrerin und Schüler einig und fest entschlossen, am Landeswettbewerb der Schülerfirmen in Bayern teilzunehmen. „Vielleicht schaffen wir es sogar zum Bundeswettbewerb, das wäre toll.“ Dieser Rückenwind würde den Schülern Mut machen, die Firma eventuell sogar fortzuführen.

Judith Bornemann



▲ Unterstützt von ihrer Lehrerin Beate Neuhaus-Krevert (links) kümmern sich die Schüler um unterschiedliche Bereiche, darunter Finanzen, Verwaltung und Marketing sowie Produktion. Fotos: Bornemann

Informationen im Internet
www.bread.klaraguendet.de

Die dunkle Seite der Petersilie

Das beliebteste Küchenkraut der Deutschen ist Giftpflanze des Jahres 2023

Sie darf im Kräuterquark, als Dekoration auf Tellern und auch in vielen orientalischen Gerichten nicht fehlen: die Petersilie. Ausgerechnet dieses beliebte Kraut wurde zur „Giftpflanze des Jahres 2023“ gekürt. Wie giftig ist sie wirklich?

Die Petersilie ist nicht nur das beliebteste Küchenkraut der Deutschen, die Gartenpetersilie „*Petroselinum crispum*“ ist auch eine echte Vitamin-Bombe: Frische Blätter enthalten rund 160 Milligramm Vitamin C auf 100 Gramm – und damit etwa dreimal so viel wie eine Zitrone.

Eigentlich sehr gesund

Laut Reinhild Holzkamp, Ökotrophologin und Expertin am Landeszentrum für Ernährung der Landesanstalt für Landwirtschaft, Ernährung und Ländlichen Raum in Schwäbisch Gmünd, hat die Petersilie darüber hinaus einen hohen Gehalt an Kalium, Calcium und Eisen und ist reich an Betacarotin, Vitamin K und Folsäure. „In haushaltsüblichen Mengen ist die einjährig geerntete Petersilie also ein sehr gesundes Küchenkraut“, sagt Holzkamp.

Die Petersilie gehört als zweijährige Pflanze zu den Doldenblütengewächsen, erklärt die Expertin. Für die Küche seien zwei Formen bekannt: zum einen die Blattpetersilie, deren krause oder glatte Blätter zum Würzen verwendet werden, zum anderen die Wurzelpetersilie, die als Gemüse gegessen wird.

Dennoch spricht der „Botanische Sondergarten Wandsbek“ in Hamburg, der in einer öffentli-



▲ Aus der Küche nicht wegzudenken: Petersilie ist vitaminreich und gesund – enthält aber auch Giftstoffe. Foto: gem

chen Abstammung die Petersilie zur Giftpflanze des Jahres 2023 gekürt hat, von einer „dunklen Seite“ des Krauts. „Für gesunde Menschen geht von der Pflanze in ihrem ersten Lebensjahr keine Gefahr aus“, sagt Helge Masch, Leiter des Botanischen Sondergartens.

Samen nicht verzehren!

Im zweiten Jahr bilde die Petersilie allerdings Blüten, aus denen sich Saatkörner entwickelten, in denen sich Giftstoffe befänden. Masch warnt: „Petersiliensaat ist nicht zum Verzehr geeignet.“

Wie giftig ist Petersilie also tatsächlich? Der aromatische Geschmack und charakteristische Geruch sind auf die giftigen Stoffe Apiol und Myristicin zurückzuführen, die sich in den ätherischen Ölen der Pflanze befinden, erklärt Andreas Schaller, geschäftsführender Direktor am Institut für Physiologie und Biotechnologie der Pflanzen der Universität Stuttgart-Hohenheim. Die Öle und damit auch die beiden Giftstoffe kämen in allen Pflanzenteilen vor, auch in den Blättern, die wir essen. „In den Samen sind sie allerdings viel höher konzentriert.“

Dass der Verzehr von Petersilienblättern unbedenklich ist, haben Forscher in einer Studie herausgefunden, in der ein Extrakt aus den Blättern gemacht und Ratten in ihr Futter gemischt wurde. Die toxische Wirkung und die damit verbundene Leber- und Nierenschädigung trat erst bei sehr hohen Mengen auf. „Ein Mensch mit einem Gewicht von 75 Kilo müsste fast zwei Kilo Petersilienblätter essen – und das nicht nur einmal, sondern täglich“, erklärt Schaller. Es ist also praktisch unmöglich, eine solche toxische Dosis zu erreichen.

Außerdem habe man in einer anderen Studie herausgefunden, dass Apiol zwar auch krebserregend sei, aber ebenfalls nur in großen Mengen, sagt der Professor für Physiolo-

gie und Biotechnologie der Pflanzen. Die Weltgesundheitsorganisation sei zu dem Schluss gekommen, dass man beim Essen von Petersilie etwa 10 000 Mal weniger zu sich nimmt als die gefährliche Dosis. „Also ist der normale Konsum von Petersilie auch in dieser Hinsicht völlig unbedenklich“, beruhigt Schaller.

Vorsicht nach der Blüte

Reinhild Holzkamp allerdings ergänzt: Beginne eine Petersilie zu blühen, sollte man sie nicht mehr essen. „Bereits die Blüten enthalten Apiol. Nach dem Abblühen ist der Gehalt auch in Stängeln und Blättern erhöht, die dann nicht mehr verzehrt werden sollten.“

Karin Dilger von der Vergiftungs-Informationszentrale Freiburg des Uniklinikums beruhigt: „Apiol in der Garten-Petersilie spielt in der täglichen Beratungspraxis bei uns keine Rolle – so ist meine Erfahrung.“ Sie weist aber darauf hin, dass es nach intensivem Kontakt mit den frischen Pflanzen zu fototoxischen Reaktionen kommen kann, zu Hautreizungen ähnlich einem Sonnenbrand.

Petersilie ist laut Schwester Birgit Bek vom Franziskanerinnen-Kloster Reute im baden-württembergischen Bad Waldsee eine Pflanze, die den Körper aufbaut. So habe schon Hildegard von Bingen (1098 bis 1179) einen Petersilienwein empfohlen, der Herz und Kreislauf stärken soll. Petersilie wurde auch gegen Nieren- und Blasenbeschwerden eingesetzt, im Mittelalter diente das Petersilienöl allerdings auch zur Abtreibung. Deshalb sollte auch heute noch keine schwangere Frau Petersilienöl oder Petersilientee zu sich nehmen, warnt Reinhild Holzkamp.

Die Dosis macht das Gift

Übrigens sind nach Aussage von Schaller fast alle Pflanzen auch „Giftpflanzen“, da sie chemische Stoffe enthalten, die toxisch sein können. „Pflanzen produzieren solche Stoffe, um sich Schädlinge vom Leib zu halten.“ Diese Stoffe hätten aber oft auch pharmakologische Wirkungen. Die heilsame Wirkung von Heilkräutern beruht letztlich auf den giftigen Inhaltsstoffen dieser Pflanzen. „In geringen Konzentrationen sind sie heilsam, und erst in hohen Konzentrationen werden sie giftig.“ Es kommt also auf die richtige Dosis an. Judith Kubitscheck



► Sobald Petersilie blüht, sollte sie nicht mehr verzehrt werden. Die Blüten und Samen enthalten mehr von dem giftigen Stoff Apiol. Nach dem Abblühen ist die Konzentration auch in Stängeln und Blättern erhöht.

Foto: Uschi Dreucker/pixelio.de



Faschings-Quarkbällchen

Zutaten:

4 Eier
250 g Zucker
500 g Quark
1 Pck. Vanillezucker
500 g Mehl
1 Pck. Backpulver
1 kl. Fläschchen Butter-Vanille-Aroma
Fett zum Frittieren
Zucker oder Puderzucker



Foto: Lichtbild Austria/pixelio.de

Zubereitung:

Eier und Zucker schaumig rühren. Quark, Vanillezucker, Mehl, Backpulver und Butter-Vanille-Aroma unterrühren. Mit zwei Löffeln oder einem Eisportionierer Bällchen ausstechen und portionsweise in heißem Fett goldgelb ausbacken. Auf Küchenpapier abtropfen lassen. Entweder in Zucker wälzen oder mit Puderzucker bestäuben.

Guten Appetit!

*Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Angela Wagner, 86453 Dasing*

Mitmachen und einschicken:

Sie erhalten 15 Euro für Ihr abgedrucktes Rezept. Bitte geben Sie dafür Ihre Bankverbindung an. Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Kochredaktion, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg.

Das Sonntagsrezept

Kein Öl ins Nudelwasser

Ein Zusammenkleben lieber mit dem Holzlöffel verhindern

Es ist die große Streitfrage: Kocht man Nudeln mit oder ohne den berühmten Schuss Öl im Wasser? Es ist ein Mythos, dass die Nudeln mit Öl oder Butter weniger aneinanderhaften, stellt das Bundeszentrum für Ernährung klar.

Das Öl macht die Pasta zudem weniger aufnahmefähig für die Soße, erklären die Ernährungsexperten. Wer das Aneinanderhaften verhindern will, sollte stattdessen immer wieder mit dem Holzlöffel umrühren. Dadurch löst sich die Stärke in den Nudeln und verteilt sich im Kochwasser. Das verhindert ein Zusammenkleben.

Außerdem ist die Wassermenge beim Pastakochen entscheidend. Denn auch ausreichend Wasser verhindert ungewolltes Aneinan-

derhaften. Faustregel: ein Liter pro 100 Gramm. Einen hohen Topf nur etwa zu 75 Prozent befüllen, damit das Wasser nicht überkocht.

Und zum Schluss bloß nicht mit kaltem Wasser abschrecken: Dadurch geht die enthaltene Stärke verloren, so dass die Soße nicht mehr gut an den Nudeln haftet. *dpa*



▲ Öl im Nudelwasser schadet mehr, als es nutzt. Foto: gem



Foto: gem

▲ Die Deutschen lieben Kaffee. Das könnte auch dem Garten zugute kommen.

Zu schade zum Wegwerfen

Mit Kaffeesatz lässt sich noch viel Sinnvolles anstellen

Mit Milch und Zucker, schwarz oder mit Eis: Rund 169 Liter Kaffee werden in Deutschland jährlich pro Kopf getrunken. Statt den ganzen Kaffeesatz, der dabei entsteht, zu entsorgen, lässt sich damit noch so einiges anstellen.

Der Naturschutzbund Deutschland (Nabu) empfiehlt beispielsweise, Kaffeereste als Dünger für den Garten zu nutzen. Denn im Kaffeesatz finden sich nicht nur Pflanzennährstoffe wie Stickstoff, Phosphor, Schwefel und Kalium. Auch Regenwürmer lassen sich vom Kaffeepulver anlocken – und helfen dann, den Boden aufzulockern.

Besonders gut eignet sich Kaffeesatz zum Düngen von Beeresträuchern, die sich in saurem Humusboden wohlfühlen. Aber auch Tomatenpflanzen, Gurken und Zucchini können mit Kaffeesatz gedüngt werden. Dafür wird das Pulver einfach im Wurzelbereich der Pflanzen verteilt und flach in den Boden eingearbeitet.

Kaffeesatz, der gerade nicht im Garten gebraucht wird, kann zudem auf einem Teller getrocknet und anschließend in Gläser gefüllt werden. So lässt er sich auch Monate später noch als Dünger verwenden.

Nicht alle mögen übrigens Kaffee: Laut Nabu ist das Pulver ein gutes Mittel, um Schnecken zu vertreiben. Dafür den Kaffeesatz flächig im Beet ausstreuen oder ringförmig um die Pflanzen ausbringen.

Ein guter Küchenhelfer

In der Küche fällt der Kaffeesatz nicht nur an. Hier kann er auch zum Einsatz kommen – etwa als Ersatz für Scheuermilch. Den Kaffeesatz dafür einfach auf einen angefeuchteten Schwamm geben und damit Kochplatten, Grillroste oder Armaturen wischen. Ceran- oder Glaskeramik-

platten sollte man aber besser nicht mit Kaffeesatz schrubben, warnt der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (Bund) – sonst drohen Kratzer.

Hat sich im Kühlschrank ein unangenehmer Geruch festgesetzt, rät der Bund, den trockenen Kaffeesatz in einer offenen Schale in den Kühlschrank zu stellen. Denn Kaffee neutralisiert schlechte Gerüche. Das funktioniert auch an den Händen: Nach dem Zwiebelschneiden oder Knoblauchhacken einfach den Kaffeesatz in die feuchte Haut einmassieren und gründlich abspülen.

Für zarte Haut

Nach der Tasse Kaffee am Morgen kann man den Kaffeesatz auch gleich direkt mit ins Bad nehmen – und ein Peeling für die Haut anrühren. Der Bund rät, dafür zwei Esslöffel Kaffeesatz mit einem Teelöffel Rohrzucker und einem Esslöffel Olivenöl zu vermengen und die Mischung in kreisenden Bewegungen auf die Haut aufzutragen. Anschließend kurz einwirken lassen und gut abspülen. Wer mag, kann auch ein bis zwei Tropfen ätherische Öle ins Kaffeepeling geben. *dpa*

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von MISEREOR e.V., Aachen. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

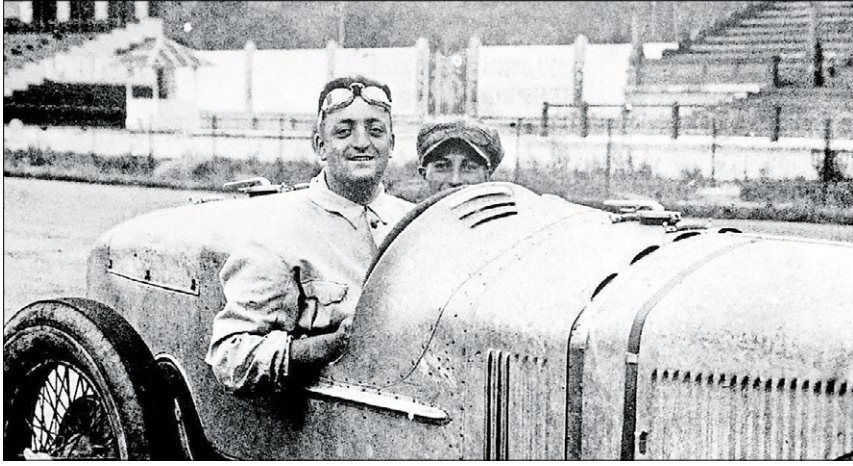
Verschiedenes

Schmalfilm & Video auf DVD

Super8, Normal8, Doppel8

Alle Formate VHS, Hi8, MiniDV

www.filme-sichern.de · 08458 / 38 14 75



▲ Enzo Ferrari (links, im Bild mit seinem Mechaniker Eugenio Siena) gewann 1924 das Rennen Coppa Acerba in Pescara. Foto: gem

Vor 125 Jahren

Der Patriarch der Scuderia

Enzo Ferrari entwickelte sich vom Schmied zum Rennfahrer

In der Formel 1 gibt es viele Teams und unter den Sportwagenbauern viele Marken, doch nur ein Rennstall hat einen solchen Kultstatus erreicht: Die feuerroten Boliden mit dem schwarz-gelben Wappen des springenden Pferdes verdankt die globale Tifosi-Fangemeinde einem rennbegeisterten Schmied, dessen Leben stürmisch begann.

Enzo Anselmo Giuseppe Maria Ferrari wurde am 18. Februar 1898 in Modena geboren. Aufgrund eines Schneesturms konnte sich der Vater erst verspätet zur Behörde aufmachen, was das offizielle Geburtsdatum des 20. Februar erklärt. Mutter Adalgisa war Bäuerin, Vater Alfredo besaß eine Schmiede, die Arbeiten für die italienische Staatsbahn ausführte.

Erst wollte Enzo Journalist oder Opernsänger werden, doch das Rennfieber war stärker. 1908 nahm ihn sein Vater erstmals zu einem Automobilrennen nach Bologna mit. Im Ersten Weltkrieg diente Enzo bei den Gebirgstruppen. 1916 starben Enzos Vater und sein Bruder an der Grippe, Enzo überlebte 1918 nur knapp.

In der väterlichen Schmiede begann er mit der Reparatur von Motoren und entwarf auch Eigenkonstruktionen mit erheblich gesteigerter Leistung. Ab 1919 nahm er mit einem Wagen Marke Eigenbau an seinen ersten Rennen teil. Zugleich suchte er eine Anstellung als Werksfahrer. Bei Fiat in Turin zeigte man dem Konstrukteur die kalte Schulter, doch 1920 stieg er zum Chefwerksfahrer bei Alfa Romeo auf.

In 47 Rennen siegte Enzo Ferrari zwölfmal und wurde zu Italiens erfolgreichstem Piloten seiner Zeit. Doch geschockt von tödlichen Unfällen entschloss sich

Enzo, an den Kommandostand in der Box zu wechseln. 1929 gründete er seinen Rennstall „Scuderia Ferrari“ – erst in Kooperation mit Alfa Romeo, ab 1946 als unabhängige Firma.

Von den 1920ern bis 1968 schrieb ein nationaler Farbschlüssel den Rennställen die Wagenlackierungen vor: Blau für Frankreich, Grün für England, Rot für Italien – Ferraris Rennrot „Rosso Corsa“ war geboren. 1932 trug ein Ferrari erstmals das „Cavallino rampante“, das springende Pferd. Ursprünglich war es das Emblem von Francesco Barraca, dem bekanntesten italienischen Jagdflieger († 1918) des Ersten Weltkriegs. Auf Anregung von dessen Mutter wählte es Enzo als Ehrenbezeugung für ihn und fügte noch das Gelb Modenas hinzu.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Ferrari-Werk ausgebombt und zog nach Maranello. Der Standort steht spätestens seit der Ära Michael Schumacher auch in Deutschland als Synonym für Ferrari. Hier läutet der Pfarrer nach jedem Ferrari-Sieg die Kirchenglocken.

Seit dem Start der Formel 1 1950 war Ferrari als einziger Wagen- und Motorenhersteller in jeder Saison am Start und ist mit 15 Fahrer- und 16 Konstrukteurs-WM-Titeln das erfolgreichste Team. Nicht zu vergessen die Luxus-sportwagen, die Ferrari seit 1946/47 produziert. 1987 entwarf der Firmenchef mit dem Sportwagen F40 seine letzte Eigenkonstruktion. Postum wurde 2002 ein Nachfolgemodell „Ferrari Enzo“ getauft.

Als der 90-jährige „Commendatore“ am 14. August 1988 starb, trug ganz Italien Trauer. Er selbst meinte lakonisch: „Wie ich in Erinnerung behalten werden will? Ich würde Schweigen vorziehen.“ Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

18. Februar

Simon, Constanze



Der US-amerikanische Unternehmer, Maler und Glaskünstler Louis Tiffany kam vor 175 Jahren in New York zur Welt. Er gilt als Pionier des Jugendstils in den USA. Tiffany dekorierte einige Räume im Weißen Haus in Washington D.C. und entwarf Mosaiken und Fenster (vgl. Foto). Bekannt sind seine Tiffany-Leuchten aus farbigen, in Metall verlöteten Glasstücken.

19. Februar

Konrad Confalonieri, Irmgard

Der deutsche Arzt Rudolf Zenker führte vor 65 Jahren mithilfe einer Herz-Lungen-Maschine die erste erfolgreiche Operation am offenen Herzen durch. Der Eingriff war ein Meilenstein in der Chirurgie.

20. Februar

Jacinta Marto, Korona

In Mexiko entstand 1943 der Vulkan Paricutín. Nach einem Tag war er bereits zehn Meter hoch, nach drei Tagen 50, inzwischen sind es 424 Meter. Der Vulkan verschüttete im Lauf der Jahre zwei Dörfer. Eine Kirche ragt noch aus einem Lavafeld (Foto unten). Durch seine plötzliche Entstehung gilt der Paricutín als Weltwunder der Natur.

21. Februar

Petrus Damiani, Gunthild

Der deutsche Philosoph Karl Marx und der Unternehmer Friedrich Engels brachten 1848 das „Manifest der Kommunistischen Partei“ heraus. In knapper Form entwickelten sie darin die Hauptthesen der

später als „wissenschaftlicher Sozialismus“ bzw. Marxismus bezeichneten Gesellschaftstheorie zur Überwindung des Kapitalismus. Das Werk hatte großen Einfluss auf die Arbeitnehmerbewegung.

22. Februar

Isabella, Margareta von Cortona

In München wurden vor 80 Jahren die Studenten Hans und Sophie Scholl hingerichtet. Laut Urteil des sogenannten Volksgerichtshofs hatten die Mitglieder der „Weißen Rose“ in Flugblättern „zur Sabotage der Rüstung und zum Sturz der nationalsozialistischen Lebensform“ aufgerufen.

23. Februar

Polycarp, Romana



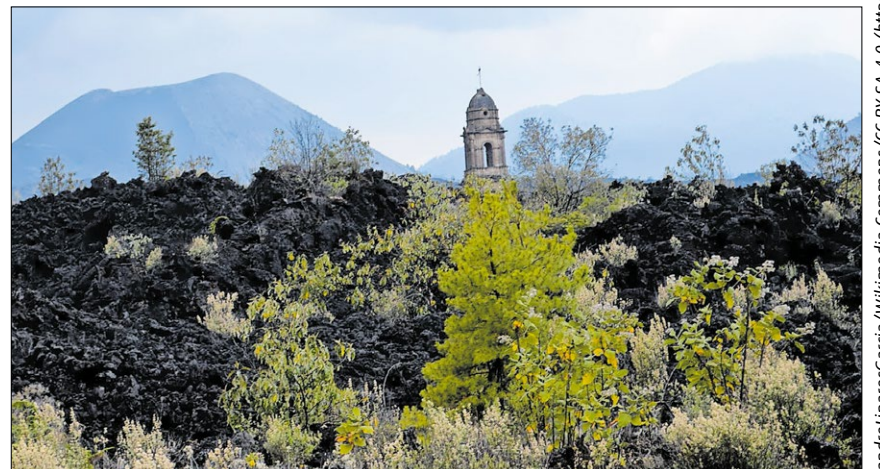
Rudolf Diesel erhielt im Jahr 1893 das Patent auf „neue rationelle Wärmekraftmaschine“. In der Maschinenfabrik Augsburg (MAN) entwickelte er mit der Firma Friedrich Krupp den Hochdruckverbrennungsmotor. Der Siegeszug des Dieselmotors begann dann nach dem Ersten Weltkrieg.

24. Februar

Matthias, Ida

1938 stellte das US-amerikanische Unternehmen DuPont die ersten Zahnbürsten mit Nylonborsten her – vorher verwendete man Tierhaar. Diese künstlichen Borsten waren aber so hart, dass sie das Zahnfleisch verletzen konnten und kaum zu empfehlen waren. Erst 1950 war weiches Nylon verfügbar, das sich besser eignete.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Die aus den Lavaschichten herausragende Dorfkirche von San Juan Parangaricutiro ist noch immer gut zu erkennen. Die Zerstörung des Ortes sowie des Dorfs Paricutín geschah langsam, sodass die Bevölkerung nicht zu Schaden kam. Im Jahr 1952 stellte der Vulkan Paricutín seine Tätigkeit ein.

SAMSTAG 18.2.

▼ Fernsehen

- 👁 17.25 RBB: **Rentner haben niemals Zeit.** DDR-Serie, 1976.
- 👁 18.45 MDR: **Glaubwürdig.** Nach der Flucht aus Syrien ließ sich Ramy Al Mawed in Deutschland zum Rettungssanitäter ausbilden.
- 👁 20.15 Arte: **Gold.** Schmuck der Könige und Götter. Doku.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Pfarrer Markus Bolowich, Nürnberg.
- 11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Polens Frauen – von Mutter-Mythen und Machtkämpfen.

SONNTAG 19.2.

▼ Fernsehen

- 👁 8.00 MDR: **(Un)eingeschränkt Mutter sein.** Wegen ihrer Behinderung begegnen Frances Herrmann Vorurteile und Zweifel.
- 👁 9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst** vom Schulcampus Sacre Coeur in Pressbaum, Niederösterreich. Zelebrant: Michael Scharf.
- 👁 19.30 Arte: **Transsilvanien.** Das Herz Rumäniens. Doku.

▼ Radio

- 7.05 DKultur: **Feiertag (kath.).** Entzauberer des Himmels. Zum 550. Geburtstag von Nikolaus Kopernikus.
- 10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Margareta in Wadersloh. Zelebrant: Pfarrer Martin Klüsener.

MONTAG 20.2.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte: **Boom der Bunker.** Wer ist wo wie sicher? Reportage.
- 20.15 BR: **Mein Job, dein Job.** Zwei Tanzmariechen aus Mittelfranken tauschen mit zwei kalifornischen Cheerleaderinnen.

▼ Radio

- 6.35 DLF: **Morgenandacht (kath.).** Pfarrer Gotthard Fuchs, Wiesbaden. Täglich bis einschließlich Samstag, 25. Februar.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Abgespeist? 30 Jahre Tafeln. Wie unverkäufliche Lebensmittel zur Mangelware werden.

DIENSTAG 21.2.

▼ Fernsehen

- 👁 22.15 ZDF: **37 Grad.** Dein Herz in mir. Organspende als zweite Chance.
- 👁 23.35 ARD: **Echtes Leben.** Neuanfang auf der Hallig Hooge. Reportage.

▼ Radio

- 19.15 DLF: **Das Feature.** Und am Donnerstag war dann Krieg. Russlands Angriff auf die Ukraine.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Biosprit und Pommestett. Warum alternative Kraftstoffe eine Zukunft haben.

MITTWOCH 22.2.

▼ Fernsehen

- 11.00 Bibel TV: **Gottesdienst zum Aschermittwoch** aus dem Kölner Dom.
- 16.30 K-TV: **Aschermittwoch mit Papst Franziskus** in Rom.
- 👁 19.00 BR: **Stationen.** Spätes Glück. Aufbruch in ein neues Leben.
- 👁 21.45 ARD: **Plusminus.** Der Verbrenner hat Zukunft. Auch Verbrennungsmotoren können emissionsfrei laufen.

▼ Radio

- 16.25 Horeb: **Aschermittwoch mit Papst Franziskus** in Rom.
- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** „Ehrfurcht ist meine Religion.“ Der amerikanische Dichter Charles Simic.

DONNERSTAG 23.2.

▼ Fernsehen

- 👁 20.15 NDR: **Namibia.** Leben mit der Wüste. Reportage.
- 👁 22.40 WDR: **Welcome Ukraine.** Aus dem Krieg in die Schule. Reportage.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Impostor-Syndrom. Wenn Zweifel krank machen.

FREITAG 24.2.

▼ Fernsehen

- 11.05 3sat: **Plötzlich ohne Augenlicht.** Als Andrea Schläfli aufwacht, sieht sie nichts mehr. Über Nacht wurde sie blind.
- 20.15 Arte: **Schwesterlein.** Lisa lebt mit ihrer Familie in der Schweiz, doch mit dem Herzen ist sie in Berlin geblieben – bei ihrem Zwillingbruder Sven, der Leukämie hat. Familiendrama.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Literatur.** Zeilen wie eine ausgestreckte Hand. Briefwechsel mit ukrainischen Autorinnen.

👁: Videotext mit Untertiteln

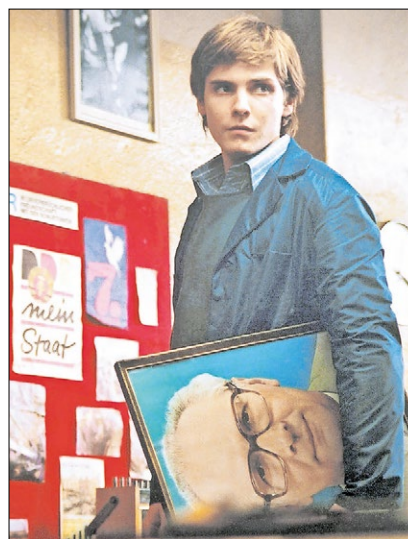
Für Sie ausgewählt



Foto: HK/Degeto/Peter Porst

Exotik pur am beschaulichen Rhein

Marie (Katharina Marie Schubert, vorne) freut sich auf ihre Chorreise nach Japan. Auf dem Weg zum Flughafen macht ihr eine Hiobsbotschaft einen Strich durch die Rechnung: Ihre Mutter ist während ihrer Kur in Rüdesheim ins Koma gefallen. Während der Koffer bereits auf dem Weg nach Tokio ist, besteigt Marie schweren Herzens die Fähre. Kaum hat sie den Rhein überquert, landet sie in der Komödie „Sayonara Loreley“ (ARD, 24.2., 20.15 Uhr) in einer anderen Welt – einer Welt voller Abenteuer, in der sie mit Fremden trinkt und tanzt, in einem Weinkeller übernachtet, betrogen wird und sich sogar mit mutmaßlichen Waffenschiebern anlegt.



Die DDR überlebt auf 79 Quadratmetern

Ost-Berlin, 1990: Die Wiedervereinigung ist in vollem Gange. In irrwitzigem Tempo wird der sozialistische Traum entsorgt. DDR-Produkte verschwinden aus den Regalen, Coca-Cola-Banner schmücken Plattenbauten. Alex' Mutter hat davon allerdings nichts mitbekommen: Kurz vor Öffnung der Mauer war die stramme Sozialistin ins Koma gefallen. Um ihr angeschlagenes Herz zu schonen, lässt Alex (Daniel Brühl) auf 79 Quadratmetern Plattenbau die DDR wiederauferstehen. Die Komödie „Good Bye, Lenin!“ (Arte, 20.2., 20.15 Uhr) war einer der größten Erfolge des jüngeren deutschen Kinos. Foto: Beta Film

Ein Jahr Krieg in der Ukraine

Vor einem Jahr begann der Ukraine-Krieg. Arte zeigt dazu von Dienstag bis Freitag jeweils um 19.40 Uhr verschiedene Reportagen. Zudem ist auf Arte der Dokufilm „Die Überlebenden von Mariupol“ (21.2., 20.15 Uhr) zu sehen. Zeitgleich läuft im ZDF die Dokumentation „Putins Komplizen – Die geheime Welt der Oligarchen“. Später kommt im Ersten „Gazprom – Die perfekte Waffe“ (22.50 Uhr).

Senderinfo

katholisch1.tv

bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

K-TV

auf Astra digital: 19.2 Grad Ost, Transponder: 113, Frequenz: 12,633 GHz; über Kabel (z.B. Vodafone, Telekom); im Internet: www.k-tv.org.

Radio Horeb

über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.

Ihr Gewinn

Willibert Pauels

Guter Draht nach oben

Impulse von der Bodenstation



HERDER

Mit Feingefühl und viel Humor

Freude und Lachen, Trauer und Tränen, Gelassenheit und Genießen: Willibert Pauels kennt das Leben mit all seinen Facetten. Davon erzählt der Büttenredner und katholische Diakon seit Jahren in seiner wöchentlichen Domradio-Kolumne. Doch er hat noch viel mehr zu berichten, wie sein neues Buch „Guter Draht nach oben“ (Herder Verlag) zeigt. In 52 Impulsen begleitet Pauels durch das Jahr: authentisch, mitreißend und anrührend. Ein Buch, das das Leben in vollen Zügen auskostet – mit Feingefühl, Humor und Lebensfreude.

Wir verlosen drei Exemplare. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost Rätselredaktion Henisiusstraße 1 86152 Augsburg redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 22. Februar

Über das Friedens-Buch aus Heft Nr. 5 freuen sich: **Edwin Hanel**, 82131 Gauting, **Elisabeth Hausmann**, 93053 Regensburg, **Christa Manz**, 87784 Westerheim.

Herzlichen Glückwunsch! Die Gewinner aus Heft Nr. 6 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

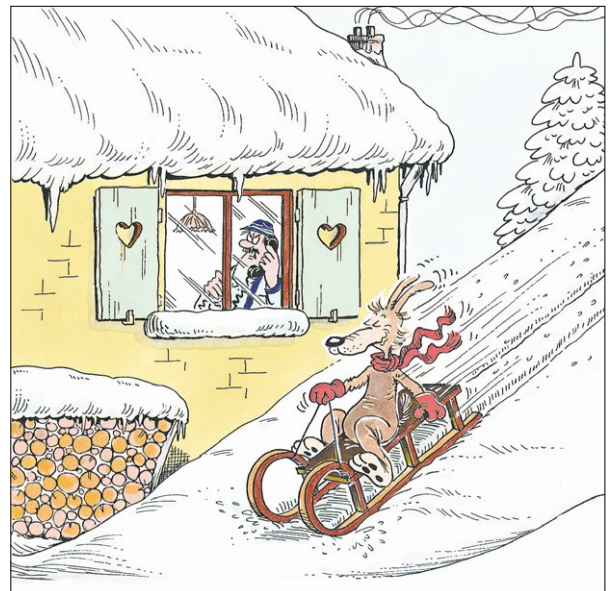
Süßware	▽	eine Mahlzeit	▽	naturrein, unbelastet (ugs.)	▽	Überbleibsel	Leid	Stern im ‚Pegasus‘	Großstadt bei Tripolis (Libyen)	▽	Feuerwerkskörper	▽		
Küchengerät	▷					segnen	▷	▽						
	▷	2							Angehöriger des Islam		Hirnstromkurvenmesser			
christl. Freikirche		leiblos	▷			Jenseitsvorstellung	▷		▽					
‚Jesus‘ im Islam	▷													
US-Schauspieler (Richard)		Handgemenge									Kfz-K. Kanton Genf	▷		
	▷		▽									Buch der Bibel	4	
Kohlenstaub	Staatsform													
	▷													
span. Presseagentur (Abk.)	▷					zwei gleich starke Kräfte	▽	österr. Komponist, † (Alban)	glühendes Vulkangestein	Abk.: United Nations	Düsseldorfer Flaniermeile	▷	geistl. Körperschaft	
	▷							ein Evangelist						Schwermetall
	▷													
wohltätige Gabe			ein Papstname	▷										
Aufschnitt auf Brot	▷							französisch: Schlüssel		Südfrucht				
	▷													
			Stadt in Sierra Leone			kath. Hilfswerk	▷							
Gewandtheit im Benehmen		britischer Gesetzentwurf	▷							das Unsterbliche				
														5
kirchl. Bauwerk	▷									Funknetzwerk (engl. Abk.)				



1	2	3	4	5	6
---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 6:
Kein Fasching ohne sie
 Auflösung aus Heft 6: **VALENTIN**

K			NE		
L	O	B	L	I	E
A	P	O	S	T	E
T	E	S	L	A	R
G	Z			W	F
E	H	E		M	O
R	U	N		R	I
N				S	T
G	I	G	A		G
N	E	S	T		F
W	D	R	E	N	K
E	D	A	V	I	D
S	A	U	M	B	U
S	K	H	E	B	R
T	E	R	E	S	A
N	E	S	S	I	E



„Hallo?! Ich hätte da eine Reklamation bezüglich des Schlittenhundes, den Sie mir gestern verkauft haben!“

Illustrationen: Jakoby

Erzählung

„Hörst du das? Hörst du das da draußen?“, fragte mich Bernemann mit aufgeregter Stimme. Wir saßen am Mittagstisch bei eingeschalteter Deckenbeleuchtung mit unserer Pizza, die uns Salvatores Lieferservice vorbeigebracht hatte. Große Gläser mit Limonade standen außerdem noch vor uns auf dem Küchentisch. „Ja, Bernemann“, sagte ich, „natürlich höre ich das.“

Die Welt vor unserem Fenster war in den letzten 20 Minuten zusehends düster geworden, der Himmel war von fast schwarzen Wolken verhangen, der Regen prasselte mit lautem Getöse herab auf unser Dach und auf die Straße und gegen die Scheiben, weiße Graupel- und Hagelkörner dazwischen, und außerdem zuckten Blitze, und Donner grollten drohend über uns. Innerhalb von einer guten Viertelstunde war die Außentemperatur um sieben Grad gesunken.

„Das ist voll unheimlich“, fand der Junge und schob sich beunruhigt ein Stück Pizza in den Mund. Er war sieben Jahre alt und ging in die erste Klasse. „Ja“, sagte ich, „das ist momentan nicht so schön. Der Pizzabote hat es wohl gerade noch trocken in sein Auto geschafft.“

„Da hat er Glück gehabt“, sagte Bernemann. „Naja“, meinte ich, „du bist ja auch nur knapp rechtzeitig aus der Schule nach Hause gekom-



Gewitterstimmung

men.“ „Ich hab schon die dunklen Wolken am Himmel gesehen und hab mich extra beeilt, damit ich schnell heimkomme.“

Draußen krachte ein besonders unerfreulicher Donner. Es hörte sich an, als komme das Getöse aus unserem Nachbarhaus. Bernemanns Teint wurde eine Spur bleicher. „Wenn der Donner kracht“, improvisierte ich, um ihn zu beruhigen, „ist die Gefahr schon vorbei. Die Gefahr geht von Blitzen aus. Aber wir haben einen Blitzableiter auf dem Dach.“ „Dann kann uns also nichts passieren?“ Er stopfte wieder ein Stück Pizza in sich hinein.

„Ziemlich unwahrscheinlich.“ Ich nahm einen tüchtigen Schluck

Limonade und mein nächstes Stück Pizza in Angriff. Der Regen prasselte wie entfesselt. „Weißt du, Bernemann“, sagte ich, „in aller Regel zieht so ein Wetterchen auch wieder vorüber.“ Ein hell und zackig zuckender Blitz schien mir zu widersprechen. Nach drei, vier Sekunden folgte ein grollender und langsam ausrollender Donner. „In aller Regel“, sagte ich trotzig. „Du wirst schon sehen.“

Wir setzten unser Mittagmahl peu à peu fort. Immerhin saßen wir ja im Trockenen. Bernemann sagte: „Letzte Woche hab ich doch mal bei Tante Frieda und Onkel Franz zu Mittag gegessen. Da gab's auch Pizza. Pizza könnte ich jeden Tag

essen. Also, Tante Frieda hat an diesem Tag gesagt, wenn ich meine Pizza voll aufesse, dann gibt's schönes Wetter.“

„So? Hat sie das gesagt?“ „Also, Peter, ich denke mir, dass manche Erwachsene Schwindler sind.“ „Jedenfalls darf man nicht immer alles glauben“, beschwichtigte ich diese harte Behauptung.

Der Knirps grinste breit und führte sich wieder ein Stück Pizza zu. Als er fertig gekaut hatte, lauschte er einen Moment nach draußen. „Ich schätze“, sagte er dann, „das Wetter hat jetzt nachgelassen.“ Wir griffen nach unseren Limonadengläsern und prosteten uns zu.

Text: Peter Biqué; Foto: gem

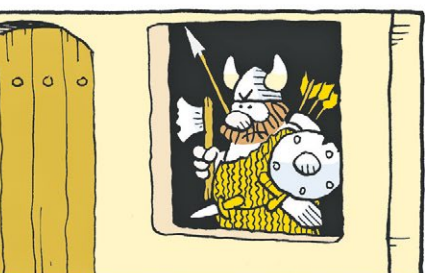
Sudoku

	7	2				4	1	
	3			1		6	9	7
1	5	9		6	2			
2	4	3		3	4	7		2
			4		5	1	3	9
3	6	7	1	8		4	5	
9		5	6	7				3
4		8	2		3	9		6

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 6.

		7	2	9		4		
				4		6	3	9
1	4	9	6	3				
7	9		4		1			
							9	4
4		2				8		7
8	5	1			2			
	2		5	1	9			
		3					5	2





Hingesehen

Für die Nordsee war der vergangene Sommer der wärmste seit 1997. Die Oberflächentemperaturen lagen mehr als ein Grad über dem langjährigen Mittel, die der Ostsee großflächig sogar um 1,5 Grad, teilte das Bundesamt für Seeschifffahrt und Hydrographie (BSH) mit. Auch die Zahl der Sturmfluten bezeichnete das Amt als „ungewöhnlich hoch“. So ereigneten sich vom 30. Januar bis 7. Februar 2022 sechs Sturmfluten, darunter zwei schwere. Kurz danach folgte aufgrund des Sturms „Zeynep“ mit sieben Sturmfluten die längste Sturmflutkette seit 1990. Daneben registrierte das BSH an der Nordsee-Messstation „Feuerschiff Deutsche Bucht“ im Juni über acht Tage eine marine Hitzewelle, bei der die Temperaturen in drei Metern Wassertiefe bis zu zwei Grad über dem langjährigen Mittel lagen. An der Ostsee-Messstation „Leuchtturm Kiel“ folgten Hitzewellen im Juni/Juli und im August/September. epd

Wirklich wahr

Der Mainzer Bischof Peter Kohlgraf ist Patron der Mainzer Straßenfastnacht. Der Mainzer Carneval-Verein 1838 e.V. (MCV) ernannte ihn bei einer Sitzung in der Rheingoldhalle zum „Patron der Via Carnevale in Aurea Moguntia“ und überreichte ihm eine Urkunde sowie eine Narrenkappe. Kohlgraf hatte die Sitzung als Zuschauer besucht.

Das Foto zeigt den Bischof mit einem bunt gemusterten

Schal in rot-weiß-blau-gelb und Narrenkappe neben MCV-Präsident Hannsgeorg Schönig bei der Übergabe der Urkunde auf der Bühne. Als Patron solle er dem Verein im „Kampf gegen Mucker und Philister“ – also griesgrämige Menschen und engstirnige Spießbürger – zur Seite stehen. Der aus der Karnevalshochburg Köln stammende Bischof betonte: „Das ist mit Sicherheit eine meiner schönsten Urkunden.“ KNA



Fotos: Imago/René Schulz, gern

Zahl der Woche

24

Prozent der Jugendlichen in der Europäischen Union und Nordamerika erreichen laut einer Studie des Münchner Leibniz-Instituts für Wirtschaftsforschung (ifo) keine grundlegenden Fähigkeiten, die in der Schule vermittelt werden sollen. In Südasien sind es sogar 89 Prozent, in Afrika südlich der Sahara 94 Prozent. In 101 Ländern beträgt der Anteil über 50 Prozent und in 36 Ländern über 90 Prozent. Grundlegende Fähigkeiten wurden dabei mit der untersten PISA-Kompetenzstufe 1 definiert. „Das sind erschreckende Zahlen“, sagte der Leiter des ifo-Zentrums für Bildungsökonomik, Ludger Wößmann. Bildung sei nicht nur für das persönliche Schicksal bedeutsam, sondern stelle den langfristig wichtigsten Beitrag zum Wirtschaftswachstum dar. Laut ifo-Schätzungen entginge der Welt über das verbleibende Jahrhundert hinweg so eine Wirtschaftsleistung von über 700 Billionen Dollar. epd

Impressum

Neue Bildpost gegründet: 1952
Verlagsanschrift: Sankt Ulrich Verlag GmbH, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
 Telefon: 08 21/5 02 42-0
Geschäftsführerin: Ruth Klaus
Herausgeber: Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels
Redaktion: Dr. Peter Paul Bornhausen, Victoria Fels, Romana Kröling, Lydia Schwab, Ulrich Schwab, Simone Sitta
Redaktionelle Zuschriften: Neue Bildpost, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg, Fax: 08 21/5 02 42-81
 E-Mail: leser@bildpost.de
 Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
 Telefon: 08 21/5 02 42-25
 Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 40 vom 1. 1. 2023.

Mediendesign: Gerhard Kinader
 Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro: Presse-Druck- und Verlags-GmbH
 Curt-Frenzel-Straße 2
 86167 Augsburg

Bankverbindung: LIGA Bank eG
 IBAN DE51750903000000115800
 BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
 Postfach 11 19 20,
 86044 Augsburg
 E-Mail: vertrieb@suv.de
 Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
 Telefon: 08 21/5 02 42-13
 oder 08 21/5 02 42-53
 Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreise:
 Einzelnummer EUR 1,95,
 Österreich EUR 1,95,
 übriges Ausland EUR 2,50,
 Luftpost EUR 3,00.
 Bestellungen direkt beim Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.
 Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Was ruft man in Mainz zum Karneval?

- A. Helau!
- B. Alaaf!
- C. Ho Narro!
- D. Meck Meck!

2. Welcher Tag ist der Höhepunkt des Karnevals?

- A. Weiberfasnacht
- B. Rosenmontag
- C. Faschingsdienstag
- D. Aschermittwoch

Lösung: 1 A, 2 B

Macht eure Herzen völlig frei!

Papst Franziskus: „Gebet, Almosen und Fasten können die Geschichte verändern“

Zum Auftakt der Fastenzeit veröffentlichen wir in Auszügen die letztjährige Aschermittwochs-Predigt von Papst Franziskus:

An diesem Tag, der die Fastenzeit eröffnet, sagt uns der Herr: „Hütet euch, eure Gerechtigkeit vor den Menschen zu tun, um von ihnen gesehen zu werden; sonst habt ihr keinen Lohn von eurem Vater im Himmel zu erwarten“ (Mt 6,1). Es mag überraschen, aber das Wort, das im heutigen Evangelium am häufigsten vorkommt, ist Lohn (vgl. Mt 6,1.2.5.16). Am Aschermittwoch richtet sich unsere Aufmerksamkeit für gewöhnlich auf den Einsatz, den der Weg des Glaubens erfordert, und nicht auf die Belohnung, zu der er führt. Doch heute kommt Jesus in seiner Predigt immer wieder auf diesen Begriff des Lohns zurück, der die Triebfeder für unser Handeln zu sein scheint. In der Tat gibt es in uns, in unseren Herzen, einen Durst, ein Verlangen nach dem Erreichen eines Lohns, der uns anzieht und uns zu dem antreibt, was wir tun.

Zwei Arten von Lohn

Der Herr unterscheidet jedoch zwischen zwei Arten von Lohn, die ein Mensch in seinem Leben anstreben kann: zum einen den Lohn beim Vater und zum anderen den Lohn bei den Menschen. Der erste ist ewig, er ist der wahre, endgültige Lohn, er ist das Ziel des Lebens. Der zweite hingegen ist vergänglich, er ist ein Blendwerk, zu dem wir neigen, wenn die Bewunderung der Menschen und der weltliche Erfolg für uns das Wichtigste, die größte Befriedigung sind. Aber das ist eine Täuschung: Es ist wie ein Trugbild, das uns, wenn wir es erreicht haben, mit leeren Händen zurücklässt.

Wer auf den Lohn der Welt schaut, findet keinen Frieden und kann den Frieden auch nicht fördern. Denn er verliert den Vater und die Geschwister aus den Augen. Es ist ein Risiko, das wir alle eingehen, und deshalb warnt uns Jesus: „Seid wachsam!“ Es ist, als würde er sagen: „Ihr habt die Möglichkeit, in den Genuss eines unendlichen Lohns ohne Gleichen zu gelangen: Hütet euch also davor, euch von Äußerlichkeiten blenden zu lassen und billigem Lohn nachzujagen, der in euren Händen zerrinnt.“

Der Ritus der Aschenauflegung auf unser Haupt soll uns der falschen Vorstellung entreißen, den



▲ Papst Franziskus bei der Aschenauflegung.

Foto: KNA

Lohn bei den Menschen dem Lohn beim Vater voranzustellen. Dieses schroffe Zeichen, das uns zum Nachdenken über die Vergänglichkeit unseres menschlichen Daseins anregt, ist wie eine bittere, aber wirksame Medizin, um die Krankheit des Scheins zu heilen. Es handelt sich um eine geistige Krankheit, die den Menschen versklavt und ihn dazu bringt, von der Bewunderung anderer abhängig zu werden. Es ist eine regelrechte „Sklaverei der Augen und des Geistes“ (vgl. Eph 6,6; Kol 3,22), die dazu führt, unter dem Banner der Eitelkeit zu leben, so dass nicht die Reinheit des Herzens zählt, sondern die Bewunderung der Menschen; nicht der Blick Gottes auf uns, sondern der Blick der anderen auf uns.

Selbstgefälligkeit droht

Das Unglück ist, dass diese Krankheit des Scheins selbst den heiligsten Bereichen nachstellt. Das ist es, worauf Jesus heute beharrt: Sogar Gebet, Nächstenliebe und Fasten können selbstbezogen sein. In jeder noch so schönen Geste kann sich der Wurm der Selbstgefälligkeit verbergen. Dann ist das Herz nicht völlig frei, denn es sucht nicht die Liebe zum Vater und zu den Geschwistern, sondern die menschliche Anerkennung, den Beifall der Menschen, den eigenen Ruhm. Und alles kann zu einer Art Vortäuschung gegenüber Gott, gegenüber sich selbst und gegenüber den anderen werden. Deshalb lädt uns das Wort Gottes ein, in uns selbst hineinzu-

schauen, um unsere Heucheleien zu erkennen. Diagnostizieren wir den Schein, nach dem wir trachten, und versuchen wir, ihn zu entlarven. Das wird uns guttun.

Die Asche bringt die Nichtigkeit ans Licht, die sich hinter der krampfhaften Suche nach weltlichen Belohnungen verbirgt. Sie erinnert uns daran, dass die Weltlichkeit wie Staub ist, der von einem Windhauch weggeweht wird. Schwestern und Brüder, wir sind nicht auf dieser Welt, um dem Wind nachzujagen; unser Herz dürstet nach Ewigkeit.

Die Fastenzeit ist eine Zeit, die der Herr uns geschenkt hat, um zum Leben zurückzukehren, um innerlich geheilt zu werden und um auf Ostern zuzugehen, auf das, was nicht vergeht, auf den Lohn beim Vater. Sie ist ein Weg der Heilung. Nicht um von heute auf morgen alles zu ändern, sondern um jeden Tag mit einem neuen Geist, mit einem anderen Stil zu leben.

Das demütige Gebet, das „im Verborgenen“ (Mt 6,6), in der Abgeschlossenheit der eigenen Kammer, verrichtet wird, wird zum Geheimnis, um das Leben draußen zum Blühen zu bringen. Es ist ein liebevoller Dialog der Zuneigung und des Vertrauens, der tröstet und das Herz öffnet. Beten wir besonders in dieser Fastenzeit mit Blick auf den Gekreuzigten: Lassen wir uns von der bewegenden Zärtlichkeit Gottes einnehmen und legen wir unsere Wunden und die der Welt in seine Wunden. Lassen wir uns nicht hetzen und verweilen wir in Stille vor ihm. Entdecken wir die fruchtbare

Bedeutung des vertrauten Dialogs mit dem Herrn wieder. Denn Gott sind nicht die aufsehenerregenden Dinge wohlgefällig, sondern er liebt es, sich im Verborgenen zu zeigen. Es ist „die Vertraulichkeit der Liebe“, die weit entfernt ist von aller Zurschaustellung und lauten Tönen.

Wenn das Gebet echt ist, kann es nicht anders, als sich in Nächstenliebe zu übertragen. Und die Nächstenliebe befreit uns von der schlimmsten Sklaverei, nämlich der unserer selbst. Die durch die Asche gereinigte Nächstenliebe in der Fastenzeit bringt uns zurück zum Wesentlichen, zur innigen Freude des Gebens. Das Almosen, das abseits des Rampenlichts gegeben wird, gibt dem Herzen Frieden und Hoffnung. Es offenbart uns die Schönheit des Gebens, das zum Empfangen wird, und ermöglicht uns so, ein kostbares Geheimnis zu entdecken: Geben erfüllt das Herz mit mehr Freude als Nehmen (vgl. Apg 20,35).

Wege zu Gott

Schließlich das Fasten. Es ist keine Diät, sondern befreit uns von der Selbstbezogenheit des zwanghaften Strebens nach körperlichem Wohlbefinden, um uns zu helfen, nicht den Körper, sondern den Geist in Form zu halten. Das Fasten führt uns wieder dazu, den Dingen den richtigen Wert zu geben. Es erinnert uns konkret daran, dass das Leben nicht der vergänglichen Bühne dieser Welt unterworfen werden darf. Und das Fasten sollte sich nicht nur auf das Essen beschränken: Gerade in der Fastenzeit sollten wir in all dem fasten, was uns in eine gewisse Abhängigkeit bringt. Darüber sollte jeder nachdenken, um auf eine Weise zu fasten, die sich wirklich auf sein konkretes Leben auswirkt.

Wenn aber Gebet, Nächstenliebe und Fasten im Geheimen reifen müssen, so sind doch ihre Wirkungen nicht verborgen. Gebet, Nächstenliebe und Fasten sind nicht nur Medikamente für uns, sondern für alle: Sie können die Geschichte verändern – vor allem, weil diejenigen, die ihre Wirkungen erfahren, sie fast unbemerkt auf andere übertragen; und vor allem, weil Gebet, Nächstenliebe und Fasten die wichtigsten Wege sind, die es Gott ermöglichen, in unser Leben und in das Leben der Welt einzugreifen.



Wenn ihr Gutes tun könnt, schiebt es nicht auf; denn Almosen befreit vom Tod! Polykarp von Smyrna

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 19. Februar
Siebter Sonntag im Jahreskreis
Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann lass ihm auch den Mantel! (Mt 5,40)

Die Armen hatten nur ihr Obergewand als Schutz für die Nacht. Mit der Aufforderung der Bergpredigt, den Mantel herzugeben, wird der Prozessgegner völlig überrascht. Es geht Jesus darum, sich die eigene Würde nicht rauben zu lassen, sondern in der Not handlungsfähig zu bleiben.

Montag, 20. Februar
Da rief der Vater des Knaben: Ich glaube; hilf meinem Unglauben! (Mk 9,24)

Glaube und Nichtglaube leben tief in uns. Der Vater im Evangelium spürt Zweifel und Vertrauen in sich. Mit dieser Wahrheit vertraut er sich Christus an. Er hat auch den Mut, sich helfen zu lassen. Wir können einander mit Gesten und Worten unterstützen, um das Leben tragbarer zu machen.

Dienstag, 21. Februar
Da setzte er sich, rief die Zwölf und sagte zu ihnen: Wer der Erste sein will, soll der Letzte von allen und der Diener aller sein. (Mk 9,35)

Die Verkündigung des Reiches Gottes ist bei Jesus mit dem Kindsein verbunden. Wir kommen der neuen Welt Gottes nahe, wenn wir uns wie ein Kind beschenken lassen. Dann begegnen wir einander auf Augenhöhe. Damit zeigt Christus uns, wie wir zu einer fruchtbaren Haltung des Dienens kommen.

Mittwoch, 22. Februar
Aschermittwoch
Und dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten. (Mt 6,4)

Jesus lebt aus dem Vertrauen auf die Fürsorge des Vaters. Er weiß sich in Freude und Schmerz vom Vater gesehen. Wir

sind eingeladen, zum Beginn der Fastenzeit in den schöpferischen Blick Gottes einzutauchen. Seine Augen schauen auch die verborgenen Lebenskeime in uns.

Donnerstag, 23. Februar
Zu allen sagte er: Wenn einer hinter mir hergehen will, verleugne er sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach. (Lk 9,23)

Leiden und Dunkelheit gehören zum Leben. Wenn ich den Mut habe, dieser Realität ins Auge zu sehen, kann Wandlung geschehen. Aus dem Dunkel meiner Kreuze kann neues Leben sprießen. Das Kreuz wird zum Lebensbaum, wenn ich dem Wirken des Geistes Gottes das Herz öffne.

Freitag, 24. Februar
Hl. Matthias
Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe! (Joh 15,9)



Schwester Mechthild Brömel lebt im Karmel Regina Martyrum Berlin, arbeitet dort im Klosterladen mit und ist für das Archiv zuständig.

Wir sind Kinder Gottes. Diese Identität ist tiefer als alles, was wir tun und leisten. Wir sind in der unerschöpflichen Liebe des Vaters geborgen. Das ist eine beglückende Erfahrung, die uns stärkt. In diesem Vertrauen dürfen wir heute unseren Weg gehen.

Samstag, 25. Februar
Da verließ Levi alles, stand auf und folgte ihm nach. (Lk 5,28)

Glaube ist Bewegung. Das Vertrauen in Gott ist ein Geschehen der Beziehung. Das zeigt uns die Reaktion des Zöllners Levi. Er lässt sich voll und ganz auf die Nachfolge Jesu ein. Welche Faszination muss von Christus ausgegangen sein? Was geschah im Herzen des Zöllners Levi? Es bleibt ein Geheimnis.



Mit der Neuen Bildpost durch den Winter!

Miniabo zum Sonderpreis
3 Monate lesen und nur 2 bezahlen!



Bestellen Sie noch heute das attraktive Einsteiger-Abo zum Minipreis von EUR 15,60*.

Das Abo endet automatisch, Sie müssen sich also um nichts kümmern.

Info-Hotline: 08 21 / 5 02 42-53 oder 08 21 / 5 02 42-13 · vertrieb@suv.de
www.bildpost.de

*Preis gültig 2023